

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: - (1824)

Artikel: Vermischte Geschichten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gruß des Hinkenden Boten, zum neuen Jahr 1824.

„Chunst aber einist? lahme Bot!
 „Du bringst wohl luter lahmi Sache?“
 „Henu! Geits Hüst nit, geits doch Hott!
 Vers cha, darfs mira besser mache.
 „U han i schon es hölzigs Ben,
 Bi mir hinkis wäger nit allei.

Der Polizeyher strycht nit ful,
 De Hüsre na, wo d'Lüt la taufe.
 Warum? Da gits es schmužigs Mul;
 Derweile lat er d'Bettler lause.
 Drum han i schon es hölzigs Ben,
 So hinkts bi mir doch nit allei.

Der Wirth wird wohl e Täufser sy!
 En Ehrema — bhüt Gott! — darnebe.
 Er het vom allerbeste Wy,

Er chunt vo — Suregraech-Rebe.
 Drum, han i schon es hölzigs Ben,
 Es hinkt bi mir doch nit allei.
 Der Schnyder seit: us Ehr und Treu!
 „Mein nit daß i di öppe chuzli!“
 „Er misht: seuf Ell bruchts bis a d'Chneu!“
 Er nimmt das Tuch, und bringt -- es Mužli.
 Drum, han i schon es hölzigs Ben,
 Es hinkt bi mir doch nit allei.

Der Schuster schwert: bai mainem Laist!
 „Ich mache meine Arwalt tüchtig.“
 He nu! We dus nit besser weist,
 So ists mit Lumpelerder richtig.
 Drum, han i schon es hölzigs Ben,
 So hinkts bi mir doch nit allei.

E

Der Müller vert, my Treu i glaub
Er wird ech gly drey Centner wäge.
„Du Nar! Das chunt vom Mühlstaub.“
Der Bur wüsst oppis anders zsäge!
D’rum, han i schon es hölzigs Bey,
Es hinkt bi mir doch nit allei.

Der Schmid, der Schlosser und der Deck,
Der Maurer, Zimmermann und Gerber,
Der Hafner, Schreiner und der Beck,

Der Weber, Bleiser und der Färber,
Si wüsse: troz dem lahme Bey,
Hinkts doch bim Bott gwüß nit allei.
Drum nüt für ungut, sötter ihr,
Der hinkend Bott nit geng uslache.
En jedere wüsch vor syner Thür,
U luegi zerst uf syner Sache.
Denn jas gwüß, troz mym lahme Bey,
Hinkts doch bim Bott ja nit allei.

Wie geht's in der Welt?

So fragt mancher den Boten, wenn dieser von seinen langen Reisen zurück kommt und alles aufs Haar weiß, was der Türkische Kaiser macht zu Konstantinopel, und der berühmte Kachelkrämer zu London, und der Gouverneur vom Vorgebirg der guten Hoffnung, und die Kapländer, denen der Verstand im Hirn gefriert. Wie geht's in der Welt? — Aber der Bote hat von seinem Gevater, dem Schulmeister gelernt, daß es nicht gut ist alles zu sagen was man weiß; und da muß er denn freylich oft die Menschen abspeisen, so gut es gehn will. Zum Beispiel so fragen im Wirthshause zu D. ein Paar junge Leute den eintretenden Boten: — wie gehts in der Welt? Denen hat er also geantwortet: „Also gehts in der Welt: die Kleinen klagen über die Großen, daß sie ihnen zu groß sind, und die Großen klagen, daß die Kleinen nicht gehorchen wollen: — Die Armen klagen über die Reichen, daß sie ihnen nicht genug helfen, und die Reichen

klagen über die Armen, daß sie nur betteln und nicht arbeiten wollen: — Die Jungen klagen über die Alten, daß diese ihnen die Freude missgönnen und zu wenig Geld geben: und die Alten klagen, daß die Jungen immer nur und je länger je mehr tanzen, spielen, saufen und juhauen wollen! — Die Zuhörer klagen, daß die Pfarrer immer über ihre Sünden predigen, und die Pfarrer klagen, daß niemand sie hören und ihnen glauben und folgen will! Die Eltern klagen, daß die Schulmeister eine neue Lehre eingeführt haben, und die Schulmeister klagen, daß man die Kinder zu wenig schickt und sie zu früh aus der Schule wegnimmt. — Die Handwerker klagen, daß die Handwerke verpfuscht sind, und ihre Kunden klagen, daß auch die Arbeit verpfuscht werde! — Alle aber klagen, daß alles so theuer und dabey wenig zu verdienen sey, und dennoch brauchen alle dreymahl mehr als ihre Väter! So gehts in der Welt!

Da haben die Zuhörer sich abgewendet vom Boten, haben ihren Schnaps oder Wein

ausgetrunken und sind fort gegangen, und hat keiner vergelts Gott gesagt! So mahnt sie der Bote hier an ihre Schuldigkeit!

Mittel um bald reich zu werden.

Der Bote hats in dem Stück wie die Schatzgräber. Diese wissen recht gut andern zu sagen, wo das Geld hausenweis so vergraben liegt, sie können nur nicht selbst herausbringen. Es ist immer etwas im Weg, zum Beispiel etwa eine Constellation. So weiß ich viel Mittel um reich zu werden, bin aber doch selbst arm! Warum? Mein Holzbein ist mir im Wege. — Euch aber will ichs ehrlich offenbaren. Rauchst du gern Taback? Trag die Pfeife bei dir, aber kein Taback. Trifft du einen an, der seine Pfeife eben stopft, so zieh die Kappe ab, sag höflich: mit Verlaub! und stopf deine Pfeife mit fremdem Taback; du gewinnst so manchen schönen Bahnen. Trinkst du Anne Margret gern Kaffe? Spahr dein Geld! Geh zur Nachbarin, zähl ihr allerley Neues über die Leute, lüg über ihren Mann, du kriegst was du willst, und ein Vierteli Nidle oben drin in den Sack. — Willst du gern einen grossen Misthaufen haben? Spazier beym Mondschein auf der Straße herum und lies die Rossfeigen auf, bis du alle Säcke voll hast. Die Bettler brauchen eben nicht alles zu haben, es ist den Bauern auch etwas zu gönnen! Ist dir dein Gesinde zu viel? Gieb ihnen graues Brod und stinkendes Fleisch, der Appetit wird ihnen schon vergehen. Du hast sie ja zur Arbeit gedungen, und gibst ihnen den Lohn nicht für das Essen. — Bist du krank? geh ja nicht zum Doktor! Das kostet gar viel? Du könntest dir ja dafür einen Todtenbaum machen lassen. Du hast wohl

noch ein altes Trank für eine Kuh, warum sollt es für dich nicht gut seyn? — Mußt du einmahl Noth oder Ehren halben ein Schöplein im Wirthshaus trinken, so schütte säuberlich, daß nichts daneben geht, lege dann das leere Gütterlein auf den Bauch, wisch indessen die Brodtbrosmen zusammen und leck sie auf, dann hurtig das Gütterlein ausgeleert, was gilt es sind noch zwey Tropfen darinn oder wohl gar drey, die sonst dem Wirth zu gute gekommen wären. Solcher Künste weiß der Bote noch viele. Er kann sie aber doch nicht brauchen, wie gesagt sein Holzbein ist ihm im Wege! — Eh! ihr erz Geizracker!

Vergleichung zwischen Vormalen und Jezt.

Vormalen hatten die Menschen einen festen Körper. Jezt sind sie gelenksamer, niedlicher aber schwächer. — Vormalen galt das Jugendalter nichts; jezt reden die Knaben lauter als die Männer. — Vormalen dachte man über wichtige Gegenstände viel Falsches, aber man meynte es doch ehrlich; jezt sind es kleine und grosse Gegenstände, worüber der Witz abspricht. Vormalen hielten man am Alberglauken; jezt ist Unglauben an allen Thüren und Thoren hörbar. — Vormalen verbrannte man Hexen, jezt mordet man edlere Geister durch Zweifelsucht. — Vormalen war der Gottesdienst zeremoniell und mit Alfanzerien überladen; jezt ist alles lau und kalt, und die Kirchen stehen fast leer. — Vormalen hieß es ein redlicher Schweizer; jezt haben wir französisirte Schweizer. — Vormalen versetzten uns auswärtige Feinde, und wir widerstundem dem freindlichen Troze; jezt sind wir uns selbst überlassen, und fröhnen der

Weichlichkeit und dem Luxus, welches die abscheulichste Sclaverey ist. — Vormals waren wir damit beschäftigt dem Vaterland durch Thaten zu zeigen wer wir sind; jetzt singen und dichten wir Lieder zu unserm Lobe, und preisen immer zuerst uns selbst. — Vormals waren die Leute reich und häuslich; jetzt haben sie weniger und brauchen mehr. — Vormals war ein bescheidner Sonntags-Rock, den ein gesitteter Mann sein ganzes Leben in Ehren hielt; jetzt wechseln wir unsre Röcke wie unsre Launen. — Vormals war alles wohlfeiler und man sparte; jetzt ist alles theurer und man verschwendet. — Vormals war eine schöne Familien-Freundschaft etwas vorzügliches und erfreuliches; jetzt ist man gegen einander gleichgültig und kennt sich kaum. — Vormals waren die Leute herzlicher; jetzt sind sie raffinirter. — Vormals waren sie gutmütig und offen; jetzt sind sie verschlagen und verstekkt. Vormals machte man schöne Vermächtnisse für Spithäler und arme Verwandte; jetzt nimmt man die Schande der Verschwendung mit ins Grab.

Billig sind in allen Zeiten einige Ausnahmen gewesen, und so giebt es auch heute noch ehrliche Familien, die dem Schleindien der Menge nicht folgen. Aber der Allgemeingeist war so und ist so, wie er hier vorgestellt ist. Was haben wir nun bei all unsrer Aufklärung gewonnen?

Ein grosser Spitzbube.

Mit Nachstem gedenkt der Vate ein Buch heraus zu geben, unter dem Titel: Mustercharakte von Spitzbuben. Da werden vorkommen: Große, kleine, ganze, halbe, dreyviertel Spitzbuben. Ferner: feine und grobe; listige und dumme; freche und furchtsame; einfache und zusammen gesetzte; redende,

schreibende, handelnde u. s. w. Alles mit Beispielen erläutert. Hier ein Musterlein von einem grossen Spitzbuben.

Zu Paris langte ein vornehmer Herr an. So meints wenigstens der, bey dem er mehrere prächtig meublirte Zimmer mietet. Er giebt sich für einen schwedischen Grafen aus, zeigt viel Geld und macht grossen Aufwand. — Unter anderm bestellt er bey einem Goldschmied einen prächtigen Schmuck mit kostbaren Edelsteinen. Der Goldschmied bringt ihn am Morgen ins Haus. Der Herr bemerkts dieses und jenes, wünscht diese und jene Verbesserung, heißt die Rechnung machen; und sagt dann: er wolle der Frau Gräfinn, die noch im Bette im Nebenzimmer liege, den Schmuck auch zeigen, er nimmt ihn, geht ins andre Zimmer, lässt die Thüre halb offen, und der Goldschmied hört ein Gespräch, worinn er eine weibliche Stimme zu erkennen meint. — Jetzt wirds still — er geht hinüber — kein Mensch ist da. Der Spitzbube hat sich mit dem Schmuck von mehr als Tausend Thaler an Werth davon gemacht, und alles Nachfragen ist vergeblich. Das war doch wohl ein recht grosser Spitzbube!

Der rückgängig gewordene Handel.

Ein betrunkener Soldat sah seinen Major die Strasse herunter reiten, und statt ihm aus dem Wege zu gehen, trat er zu ihm, hielt das Pferd an und fragte: „Wie viel wollen Sie für das Pferd haben, Herr Major?“ Der Major ließ ihn auf die Wache bringen. Am andern Morgen, als der Arrestant vor ihn geführt wurde, fragte er ihn, ob er noch Willens sey, das Pferd zu kaufen? — „Ach nein, Herr Major,“ antwortete er, „der Liebhaber, der es gestern haben wollte, ist diese Nacht weggereiset.“

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

In Deutschland starb ein wohlhabender Bauer, und hinterließ seinen zwei Söhnen ein ansehnliches Vermögen, bei dem sie Beyde recht glücklich hätten seyn können. aber sie wurden nicht, weil sie den Frieden nicht hatten! Unter den Gütern des Vaters befand sich nämlich ein schöner Baumgarten, den der Vater selbst angepflanzt hatte, und der schöne Früchte trug; den wollte nun jeder haben, und keiner gönnte ihn dem andern. Sie wurden uneinig, schimpften und zankten erbärmlich.

Der Pfarrer vernimmt die unglückliche Zerwürfnis, und geht hin um die Brüder zu versöhnen. Zankt doch nicht, sprach er, um des Gartens willen; der Verständigste trete ihn dem andern lieber ab. — Das thue ich nicht, sagt Stephan! — Ich auch nicht, sagt Klaus. Nun lasst das Loos entscheiden, spricht der Pfarrer. Ich loose nicht sagt Stephan; — ich auch nicht sagt Klaus. So behaltet ihn, bearbeitet ihn gemeinsam und theilt die Früchte!

Daraus wird nichts, antwortet Stephan. — Ich will ihn allein haben, sagt Klaus.

Nun so verkauft den Baumgarten, und theilt das Geld.

Nichts davon — sprachen Beyde.

Nun — so thut, was ihr wollt, sprach der Pfarrer. Ihr werdet aber bald erfahren, wie unglücklich die Leute sind, die sich hassen, und mit einander prozediren.

Nun giengs also los! Schrift auf Schrift ward verfaßt. Es ward Papier verschrieben, daß man den ganzen Baumgarten samt den Bäumen hätte darein wickeln können. Mehrere Jahre währte der Streit. Haß und Versfolgung verbitterte beyden Brüdern das

Leben mit Essen und Trinken und Schlafen. Endlich werden sie zum Abspruch vorgeladen. Jetzt wird man sehn, wer Recht hat, denkt jeder. Der Baumgarten ist gewiß mein! — Wie lautet das Urtheil? „Der streitige „Baumgarten soll verkauft, und aus dem „Erlös die Kosten des Prozesses bezahlt werden!“

Weis der Leser, wer jetzt lacht? und wer dagegen in den Haaren kriecht? Der Vate weis bendes. Der Pfarrer aber sagte: mir thut herzlich leid, daß ihr nur durch Schaden klug werden wolltet. —

Ein Mörder wird wunderbar entdeckt.

Wenn einer so ein recht abscheuliches Bußenstück verüben will, so macht er daß Niemand es weiß. Und da meint jeder, er sei listig genug seine Missethat so wohl zu verbergen, daß kein Mensch es wissen soll. Der unglückliche Glauser, der im J. 1822 zu Fraubrunnen auf dem Rade starb, hat auch gemeint, es sollte auf ihn niemand Verdacht werfen. Aber der Vate kennt Eine, der Alles weiß, und der geneigte Leser wird ihn wohl auch kennen. Und dieser Eine weiß die Missethat wunderbarlich ans Tageslicht zu bringen, wie der Vate hier ein merkwürdiges Exempel erzählen will.

Ein schwedischer Hauptmann zu Stockholm, wurde von seinem Bedienten ermordet. Der Mörder entfloh nach Deutschland. Die Geschichte wurde in den Zeitungen erzählt, aber niemand wußte, wo der Mörder hingekommen sey. — Doch der Eine wußte es, und fügte es wunderlich, daß der Verbrecher einige Jahre hernach in Deutschland entdeckt wurde.

Ein Offizier, der am Thore einer Stadt

die Wache hatte, bekam von ohngefehr ein altes Zeitungsblatt in die Hand, worein die Soldaten ihre Spielkarten gewickelt hatten. Für die lange Weile liest er darinn, und sand gerade die Geschichte von der Ermordung jenes Hauptmanns, dessen Name darinn genannt war. Kaum hat er das Blatt aus der Hand gelegt, so kommt ein reisender Handwerker am Thore an, und zeigt seine Kundschafft vor; und das war der Mörder. Er meint aber nicht, daß ihn hier jemand erkenne. Und doch ward er gerade hier verrathen. Denn indem er seinen Huth wieder aufsetzt, läßt er ein Stückchen Papier auf die Erde fallen, womit er vorher sich die Haare aufgewickelt hatte. — Der Pursche geht. Der Offizier hebt das Papierchen auf, sieht, daß rothe Linien darauf gezogen sind: er findet ein Stück von einer Rechnung, und darauf — den Namen jenes Hauptmanns. Jetzt faßt er Verdacht, läßt den Purschen zurück hohlen, thut einige Fragen an ihn; — das böse Gewissen röhrt sich — der Kerl bekennit auf der Stelle den verübten Mord, und büßt seine Missethat mit dem Leben.

Seht, liebe Leser! Ein altes schmückiges Zeitungsblatt und ein Stücklein Papier sind genug das Verborgene ans Licht zu bringen. — Der Bote zieht seine Kappe ab — und sagt weiter nichts. —

Die Heldenprobe.

Wer den Schneider Häslein zu Baumdorf nicht kennt, der thut ihm einen grossen Gefallen, wie der Leser gleich selber verstehen wird.

Denn als Häslein unter die Auszüger kam, war ihm gerade zu Muth als säß er —

auf lauter Nähnadeln. Aber er denkt: wenn ich einmahl die Münni Form am Leib und das Gewehr in der Hand habe, so wird mit der Heldenmuth schon in den Wagen fahren. — Und richtig so kam! Er meinte auch: ich kann ja Unteroffizier werden! Kann ich nicht gut franzößisch? Eine halbe Elle wui, drey Viertel ma fu a und zwey Ellen sa leen nun di! — Nun hat er sich tapfer gehabt hinterm Fleischhafen; hat ihm ab seinem noch so tiefen Kellerhals, ab seinem noch so grossen Lägerfaß gegrauset, so lang er in der Garnison war. Und wie er heim lehrt, denkt er: jetzt wird mein Schas, der mich immer nur ausgelacht hat, schon zahm werden, wenn es den Helden, Baschi Häslein erblickt. So schleicht er ganz in Montur und bewafnet Nachts gegen das Häusli zu, wo Breneli Muls wohnt. Er will am Fensterlein klopfen, da fährt ihm eine schwarze Käze mit feurigen Augen über den Kopf aus, daß er vor lauter Heldenmuth von der Scheiterbeige herunter purzelt. Ueber den Verm erwacht der Pommehund, und fährt ihm in die Beine. Baschi springt hinterwärts vor Schreck, und weiß nicht, will er schiessen oder stechen. Aber auf einmahl — Puf! Kriegt er eins auf den Buckel, grad über dem Sizleder, daß er der Länge lang ins Gras liegt. Das hatte der spanische Widder gethan, der dem Lehenmann gehört. Jetzt weiß mein Held sich nimmer zu ratthen noch zu helfen als durch die Flucht. Aber wo hinaus? Hier ist die Käze, da ist der Hund, dort der Widder! Aber eine kluge Maus hat mehr als ein Loch. Baschi ersteigt den alten Grünbirenbaum, und sitzt nun mit Gewehr und Patronetasche wie ein Eichhorn in den Asten. Aber der Aleti kommt, sieht den sonderbaren Vogel, ruft den Buben heraus,

und diese singen dem von Hund, Kaz und Schaaf belagerten Helden folgenden Reim:

Wem chām acht settigs für im Traum!

Es hāsli siht höch uf em Baum.

Es gieng wohl gern zum liebe Schaz,
Wār nume leis Schas, lei Hund, lei Chaz.

Der tristige Grund.

Es begegnete Jemand einem Bauer mit einem sehr magern Hunde. „Warum sieht der Hund so erbärmlich aus?“ fragte er den Bauer.

„He er frist nit“ war die Antwort.

„Warum frist er denn nichts?“

„Mer gāh n ihm nit.“

„Aber mein Gott, warum gebt ihr denn dem armen Thiere nichts?“

„Mer heis nit!“

Die Freyheit Nummero zwey.

Als im Jahre 1799. die Oesterreichische Armee siegreich in Zürich einzog, und allenthalben Proklamationen verbreitete, in welchen die Befreiung von dem Joch der französischen revolutionären Freiheit und dagegen die Wiederherstellung der alten Schweizer-Freiheit versprochen wurde, fragte ein Bauer einen Bürger, was doch das F. II. (Franciscus secundus) auf den Patronatschen und Faskets der Oesterreicher zu bedeuten habe? „Mein lieber Mann,“ antwortete dieser, „es bedeutet, was sie uns bringen: Freiheit Numero zwei!“

Definition des Krieges.

Ein General sagte zu einem Burschen aus Appenzell in der Schweiz: „höre, willst du

mit mir in den Krieg ziehen?“ — „Ich mag nicht!“ — „Du weisst vielleicht nicht, was Krieg ist?“ — „Das weiß ich wohl!“ — „Nu sage mirs, ich gebe dir etwas.“ — „Gebt her!“ — Der Bursche sagte nichts, ließ sich aber noch zweymal Geld geben und sagte noch nichts. Endlich wurde der General böse und wollte ihn schlagen. Da fieng der Junge an zu lachen und rief: „Wist ihr nun, was Krieg ist? wenn einer mehr nimmt, als ihm zürdmit, und der andere darüber böse wird und zuschlägt.“

Der Jahrmarkt zu Nimpelzdorf.

(Siehe nebensehende Figue.)

Bin auch einmahl auf den Jahrmarkt gehunken,
Und habe dort mein Schöplein getrunken.
„Sonst weiter nichts? Du alter Gauch!“
„Das konntest du ohne Markt ja auch.“
Ja freilich. Aber es giebt noch mehr
Dergleichen Narren, mein lieber Herr!
Die nur darum zu Markte laufen,
Um brav zu hudeln und zu saufen.
Das hab' ich nicht etwa nur gehört;
Der Jahrmarkt selber hat mich's gelehrt,
Dass mancher da hinter den Karten sitzt,
Des' Weib zu Haus bei'r Arbeit schwikt,
Des' Kinder wohl gar, dass Gott erbarm!
Derweilen betten, nakt und arm.

Auch hab ich auf dem Jahrmarkt gesehn
Viel hübsche Meitli, gepunkt und schön;
Haben getanzt, gejauchzt, gesungen,
Sind wie die Geisen herum gesprungen;
Vertrinken ihr Geld, zerreissen die Schuh,
Verlieren die Unschuld und Ehre dazu;
Meynen der Jahrmarkt giebt Lust und
Freuden,

Und kramen nur Schand, und Jammer und
Leiden.

Wie manche liest das, der das Gewissen sagt,
„Der Bote hat leider die Wahrheit gesagt.“

Da war auch ein Doktor, ein statlicher Herr!
Gepušt wie ein Edelmann kam er daher,
Der spazierte mit steifem Rücken,
Langen Schritten und stolzen Blicken:
Prahlte wie ihm an Potentaten,
Herren und Fürsten die Kur gerathen:
Wie er mit Ihnen zu Tisch gesessen,
Und sie ihn vor Liebe fast aufgefressen:
Wie keine Krankheit sen in der Welt
Für die man nicht — versteht sich ums Geld --
Ein sichres Mittel bey ihm nur finde;
Und wie er dem Tode die Hände binte.
Da stehn nun ganze Schaaren von Affen
Die alle nach dem Wundermann gaffen,
Mit thürweit aufgerissenem Maul.
Sie glauben den Lügen, und kaufen nicht faul
Was der Doktor Aeskulap
Aus einem alten Baum geschabt.

Noch war ein andrer, mit Mäusen u. Räzen
Umgeben; als hätten bald alle Räzen
In allen deutschen und welschen Landen
Zwölf Jahr in seinen Diensten gestanden.
En! Wie die Leute zusammen laufen
Und Gift aus seinen Händen kaufen.
Bewahre der Himmel, dacht ich dabei,
Dass unter euch allen kein Schurke sen,
Der nun groß Unheil damit stiftet,
Und einen Feind damit vergiftet;
Oder zu Hause das eigne Kind,
Wenn es das Gift von ungefehr findet.
Dann habt ihr den Tod um eure Bäzen.
Es tödet wohl Menschen so gut als Räzen.
En! Was lauffen die Leute zusammen?
Horch! „Spitzbub, in's Teufelsnamen!“
„Schelm du, -- du Dieb -- du Galgenstrick!“

„Wart! ich breche dir das Genick.“
Da fangen zwey Narren Händel an,
Schimpfen und fluchen, soviel jeder kann,
Schlagen sich da auf Leben und Tod,
Vom Blute sind die Kleider schon roth.
Die Landjäger kommen gelaufen,
Reissen die Schläger aus dem Haufen,
Waschen die blutigen Köpfe mit Wein,
Sperren die Narren in Thurm hinein;
Dann kommt die Straf noch hinten drein!
Das muß ein lustiger Jahrmarkt seyn.

Was sich noch ferner hat begeben,
Das zählt euch — bleiben wir am Leben,
Im andern Jahr der lahme Bot,
Geduld bis dorthin. Behüt Euch Gott.

Druckfehler.

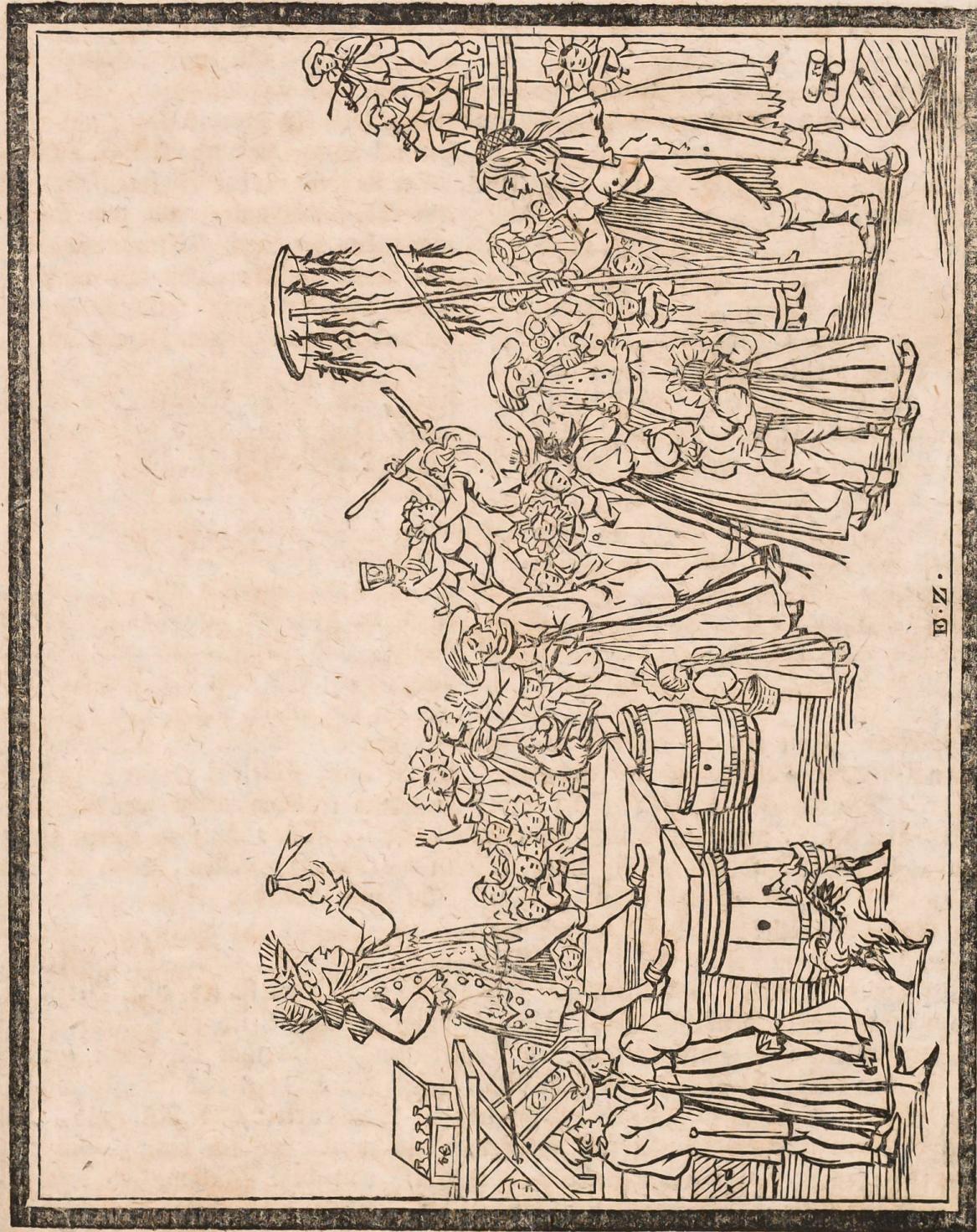
In einem öffentlichen Blatte stand ein
mahl unter den verlorenen Sachen folgende
Anzeige: Eine Frau hat ihren
Strauß von Hahnreysfedern ver-
loren. — Sollte begreiflich Hahnensfedern
heissen.

Ein andermal stand in einer Zeitung:
hier befindet sich gegenwärtig ein
gewaltiger Artillerie-Despot. —
Sohl wohl Depot heissen.

Noch schlimmer lautete es aber ein ander-
mahl. Ein gewisser Offizier nahm kurz vor
dem Kriege seinen Abschied, wegen Unpä-
lichkeit. Als er starb, zeigten seine Ver-
wandten den Tod in einem öffentlichen Blatte
an, mit dem Beysatz: „er ist an einer
hartnäckigen Milzkrankheit ge-
storben.“ Der Seher macht aber ein Ver-
sehen, und nun liest die Welt: „er ist an
einer hartnäckigen Milzkrankheit ge-
storben.“ — O! wetsch!

zann,
oth.
ein!
eben,
tt.
einde
ren
ver
edern
ung:
ein
—
nder
vor
ipäz
Ver
platte
ner
ge
Ver
t an
ge

Der Jahrmarkt zu Humpelsdorf.



F

Ein gutes Rezept.

Der Kaiser Joseph II. war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme kranke Frau sage zu ihrem Büblein: „Kind hole mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweyten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bey allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heimging, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr,“ sagte er, „wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seyd so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: „Der fäst's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln.“ „Thuts ein Cäperlein oder zwey Zwanziger nicht auch?“ fragt' ihn der Kässer. Das Büblein sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld beudthigt sey. Da gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und

verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht erkennen könnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und sah recht leer und betrübt darinn aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabey sey, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch jetzt ein Rezept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sey schon so einer da gewesen und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehn wollte, wer bey ihr gewesen sey, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau, ihr seyd einem guten Arzti in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beym Zahlamt zu erheben, und unten daran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Nahrung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Abstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mizeue, und durch die gute Arzney und gute Pflege

die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke und der Kaiser die arme Frau kurirt, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Wuth einer Tigerinn.

(Aus einem Schreiben aus Ostindien.)

Der ganze Distrikt Ramgur wird von Tigern, Bären, Wölfen und andern wilden Thieren bewohnt; und es vergeht fast kein Tag, ohne daß ein menschliches Wesen das Opfer ihrer Wuth wird. Schon seit einiger Zeit beklagten sich die Bauern eines Dorfs, daß eine Tigerinn sich in ihrer Nachbarschaft angesiedelt habe, und ihnen alle zwey oder drey Tage einen Stier oder Büffel entreiße. Wir entschlossen uns also, ihrer Blutgier ein Ende zu machen, mußten aber die Ausführung unsers Vorhabens aufschieben, bis unsere Elephanten von einem Zuge nach der Festung Botas zurückkamen, wohin wir sie geschickt hatten. Unterdessen kamen täglich neue Klagen von Seiten der Dorfbewohner ein, und sie hatten wieder 8—9 Stück Vieh verloren, ehe die Elephanten zurückkehrten, und wir die Jagd beginnen konnten.

Der Hinterhalt, den sich die Tigerinn ausgesucht hatte, war ein dickes Gebüsch; allein gewöhnlich hielt sie sich in einem leichtern Gebüsch auf, und hiehin führten uns die Bauern. Als wir uns dieser Stelle näherten, sahen wir den Boden da-selbst mit Knochen, Hörnern u. dgl. besät, die von dem Vieh herkamen, das sie zerissen hatte, und als wir noch näher kamen, erschien sie mit zwey Jungen, die

augenscheinlich erst ein paar Wochen alt waren. In dem Augenblick, als wir die erste Kugel auf sie abschossen, zog sie sich mit ihren Jungen in das Gebüsch, und eine Minute darauf sprang sie, mit einem Jungen in dem Maule, hervor, und lief vor einem unserer Elephanten vorbei. Da aber ich und mein Freund ihr entgegen standen, so kehrte sie bald um, und brachte ihre Brut an einen sichern Ort. Dann lief sie wieder in das Gebüsch hinein, und erschien gleich darauf mit dem zweyten Jungen, das sie so trug, wie das erste. Da sie dieselbe Richtung nahm, wie das erste Mal, so verloren wir sie abermals aus dem Gesichte. Wir beschlossen nun, ihr nachzugehen, leider wurde dieser Vorsatz aber vereitelt, denn plötzlich sprang die Tigerinn hervor, und flog auf den Mahout zu, der auf meines Freundes Elephanten saß. Niemand war auf die Reckheit gefaßt, und der arme Führer ward unter dem schrecklichsten Geschrei heruntergerissen, ohne daß wir es abwehren konnten. Zum Glück kannte der Elephant diese Art von Jagd, und anstatt fortzulaufen, blieb er stille stehen. Als der Mahout herunter gerissen war, ging die Tigerinn einige Schritte zurück, aber nur in der Absicht, ihren Anfall noch heftiger zu erneuern. Sie that einen verzweifelten Sprung auf das Houdah *), worin ich saß, und brach mit ihren Vordertaken das Gelehrne desselben entzwey; allein da ich nun vorbereitet war, so schoß ich meine Flinte auf sie los, und verwundete sie an der Brust. Das Blut quoll heftig her-

*) Houdah, der Sitz oben auf dem Elephanten, eine Art Stuhl mit einer Lehne oder Geländer.

vor, und es schien, als wollte sie niedersinken; allein sie raffte sich plötzlich wieder zusammen, und fiel nochmals den armen Mahout an, der noch ganz erschöpft zu Boden lag. Kaum war sie wieder über ihn hergefallen, als sich der Elephant, dessen Führer er war, seiner annahm, und der Tigerin mit seiner Bordertasse einen so heftigen Schlag versetzte, daß sie einige Schritte davon wie todt niedertaumelte, worauf wir uns dann über sie her machten, und sie vollends tödteten.

Merkwürdig ist es, daß seit dem Unfalle, der dem Mahout begegnet ist, sein Elephant ihn nicht aus dem Stalle tragen läßt, und den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksale zu nehmen scheint. Unbeschreiblich war der Schmerz dieses Thieres, so lange es von seinem Führer getrennt war, während nämlich die Wunden des armen Mannes verbunden wurden. Er verweigerte alle Nahrung, ließ keinen Fremden sich nähern, und wurde nur dann wieder zahm, als man seinen Führer in den Winkel des Stalles zurückbrachte, worinn dieser zu schlafen pflegte.

Die jungen Thiere hatte man, alles Nachforschens ungeachtet, nicht wieder aufzufinden können. Sie waren jedoch noch so klein, daß sie schwerlich davon laufen konnten.

So heißt es in einem Schreiben, das der Bote geraden Wegs aus Ostindien erhielt. Er hat dabei die Kappe abgezogen, und andächtig gesprochen: Gott segne mir mein Vaterland, wo keine solchen gräßlichen Kakken herumlaufen! — Was würden wohl unsre Bauern dazu sagen, die jetzt oft so erbärmliche Klaglieder singen, wenn etwa ein Paar Spähen ihnen eine

Handvoll Korn wegfressen, oder ein armer Hase auf ihrer Saat sich gütlich thut! — Die armen Bauern! !

Das schlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirth und den Musikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so könnt ihr auch etwas für die liebe Armuth steuern.“ Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller, und bat mit süßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz; denn kleiner Beutel und enges Herz giebt wenig; weiter Beutel und großes Herz giebt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdelein jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen schmelzelnden Augen schaute, gieng ihm das Herz fast in Liebe auf. Deswegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller und sagte dem Mägdelein ins Ohr: „Für deine zwei schönen blauen Augen.“ Das war nemlich so gemeint: „Weil du, schöne Fürbitterin für die Armen, zwei so schöne Augen hast, so geb ich den Armen zwei so schöne Louisd'or, sonst thäts eine auch.“ Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstände; denn weil er sagte: „Für deine zwei schönen Augen“ — nahm es ganz züchtig die zwei Louisd'or vom Teller weg, steckte sie in die eigene Tasche, und sagte mit schmeichelnden Gebehrden:

„Schönen herzlichen Dank! Aber seyd so gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen.“ Da legte der Herr noch einmal zwey Louisd'ors auf den Teller, kneipte das Mägdelein freundlich in die Backen, und sagte: „Du kleiner Schalk!“ Von den andern aber wurde er entsetzlich ausgelacht, und sie tranken auf des Mägdeleins Gesundheit, und die Musikanten machten Lusch.

Das ist doch sonderbar!

Neues geschieht freilich nichts unter der Sonne! Aber der Vöte erzählt hier doch etwas, das sonderbar genug ist. In Holland stellt sich ein Brautpaar, und erklärt seine Verlobung. Die Taufscheine werden vorgewiesen, und siehe da, der Bräutigam hat zwey Paar Eltern, und die Braut hat zwey Paar Eltern, und was noch kurioser ist — beide haben die gleichen Eltern! — Der Vöte versichert, daß die Sache kein Versehen oder Irrthum, sondern richtige Wahrheit ist. Aber er wettet seine neue Pelzkappe, der geneigte Leser, der zwar gar sehr pfiffig ist, löst das Räthsel nicht auf. — Die Sache verhält sich aber also! — Die Eltern beider Kinder kommen einst von Ferne her über Meer nach Holland, und beide Frauen sollen nächstens Kindbett halten. Da übersält sie ein grausamer Sturm, daß sie alle meinen, sie müssen den nassen Todes sterben. In der Angst kindbetten beide Frauen; die eine hat einen Knaben, die andre ein Mädchen gebohren; in der Angst werden aber diese Kinder verwechselt, so daß die Eltern nachher nicht mehr wissen, wem der Bube und wem das Meitli gehört! — So denken sie: wir wollen sie

gemeinschaftlich erziehen; und werden sie älter und haben einander lieb, so sollen sie auch einander heirathen! Und so ists gegangen! Und so habens die beiden Väter vor Gericht bezeuget; und so wirds wohl wahr seyn. —

Der Vöte ist aber froh, daß er das Räthsel selber gelöst hat. Denn wenn etwa der geneigte Leser das nämliche Buch gelesen hätte, in dem der Vöte diese Geschichte fand, so hätte dieser um seine neue Pelzkappe kommen können. Und der Herr Kürschner, bey dem er sie gekauft hat, weiß wohl, daß sie viel gekostet hat.

Tagebuch eines jungen Bauern-Herrn.

Der günstige Leser hat mit Unlieb vernommen, daß der alte Mann gestorben ist, der ein so kurzweiliges Tagebuch geführt hat. Aber der Vöte will ihnen hier aus einem andern Tagebuch auftischen, das ein junger aufgeklärter Herr — heißt das ein Schneider vom Lande, geführt hat. — Wie ich dazu komme? Das fraget mich ein andermahl!

1 Jänner. Hab mich tüchtig lustig gemacht, und bis um Mitternacht getanzt. Meine Bahnen sind geslogen, wie die Blätter wenn der Wind drein bläst; und was mir Michel entlehnt hat dazu. Aber was holt das?

20. Da wollt ich zu Ammanns Eisi zu Kilt gehn; aber seine Brüder, die Fräken, paßten mir auf, und prügeln mich ganz misserabel; und warfen mich in den Brunnentrög. Meinen sie der Schneider dorfe nicht zur Tochter des Ammanns zu Kilt gehn? Ich fühle doch auch, daß ich

ein Mensch bin, und gleiche Rechte habe wie sie!!

1 Horner. Ist mir ein fataler Streich passirt. Bin nach S. gangen an den Markt, u hab getanzt, und den Meitschi den Hof gemacht, und gemeint es kennt mich niemand. Da hab' ich mich für den Sohn des Kronenwirths von A. ausgegeben. Aber da muß der Schinter gerade einen aus unserer Nachbarschaft herführen, der mich kennt. Der verräth mich heimlich, und so haben sie mir heimlich einen Gizzistiel oben an meine neue Pelzkappe genäht, und mich verdamt ausgelacht!

9. dito. Wollte der halbblind Toni Sigerist werden, und ist heimlich in die Kirche gegangen, und hat den Sigristen-Stuhl anprobirt, ob er ihm recht seyn? Das hat des Herren Jungfrau gemerkt, und hat gütgelet, und dem Herren erzählt, alldieweil ich ihm ein Schile angemessen. — Darnach bin ich zu ihm gange, und gesagt: der Herr schicke mich, ich soll ihm das Mäss nehmen zum Sigristenstuhl. Da hat der Narr gemeint, es seyng luter Ernst, und hat mich das Mäss lassen nehmen. Jetzt ist des alten Sigristen Peter Sigrist worden, und der Zimmerhans plaget der Toni geng, wenn er der Stuhl well lassen machen.

Merz 25. War Schuleramen in der Kirche. Da gieng ich auch hin, und wollte meine Pfeife rauchen. Aber poch Henker wie hat mich der Pfarrer ausgewischt, daß ich in der Kirche tubacke!

Aprill 1. Wollt ich meinen Lehrbuben in Aprillen sprengen, und hab ihn zum Dokter geschickt er soll mir zwey Lod Affenschmalz bringen, und im Rückweg ein Vierteli Gangeli oder im Wirthshaus, und hat miserabel geregnet und geschneit!

Was thut der Spizbub! Er sagt, der Docter laß mir sagen, ich soll Geiß:Unschlig nehmen anstatt Affenschmalz, und bringt mir ein Vierteli Wein und ein Zedeli vom Wirth, das heißt: Du Ganggel, da ist Lōri! — Gut! ich trink den Wein. Hat mir der Spizbub ein Brechmittel drein gethan, das mir hat sterbensübel gemacht! Und darnach hat er gesagt: das sey das Affenschmalz wo ihm der Schärer geben hab. Und hab ichs hinten nach doch noch müssen bezahlen.

— den 27. Hat mich der Herr Landschreiber kommen lassen, und wollt mir Arbeit geben. Ich denk: mit solchen Herren muß man höflich seyn, und sage der Magd: ich laß dem Herrn seine Complimente vermelden, und fragen, was sein Plässir seyn! Und wie ich zu ihm komme, sag ich: ich wollte sehen, was er mir reklamieren wolle, und dergleichen. Und wie ich das Mäss nehme sag ich: eh ben! ich mach meine Arbeit ganz perfektemang, und nach der Complexion. Da hat er hell auf gelacht, und ist gar wohl mit mir zufrieden gewesen, weil er gemerkt hat, daß ich ein gebildeter Mensch bin! Eh ben! schle ba le fait.

May 1. Haben wir hier eine schöne Komedie gespielt; und hab ich den Landvogt Geßler vorgestellt, und bin auf des Bot's halbblindem Schümel geritten. Und wo ichs am besten gemacht, spickt mir ein Galgenvogel mit dem Bürstlirohr ein Letztrügeli ins Gesicht, daß ich erschrocken bin, und vom Pferd gefallen, geb mich der Zell erschossen hat. Und darnach wo ich erschossen war, haben die Leut gesagt: ich habe meine Sach mehr als gut gemacht, weil ich zweymahl gestorben sey.

(Die Fortsetzung ein andermahl.)

Weiß und schwarz.

Weiß ist bekanntlich die Farbe der Unschuld und der Engel; obschon nicht alle Engel sind, welche weiße Kleider tragen: — und schwarz ist die Farbe der Sünde und des Teufels; obschon wiederum lange nicht alle des Teufels sind, welche schwarz bekleidet sind. — Und so mein' ich auch weiße und schwarze Herzen, und nicht Kleider; und will zuerst von einem weißen Herzen erzählen.

Der Bediente eines reichen Herrn wird von diesem ausgeschickt, um etwas einzukaufen. Als er im Kaufladen anlangt, fehlt ihm gerade eine Duplone; die hat er verloren, eben als er einem Bettler ein Almosen gab. — Er schickt den Ausrufer herum, und der ruft: „Der redliche Finder oder Entdecker ist freundlich gebeten sich bey mir anzumelden!“ — Aber man lacht ihm überall an die Nase und denkt: wird einer ein Narr seyn, und die Duplone wiedergeben! — Aber der Ausrufer denkt: lacht ihr so viel ihr wollt. Ich thue meine Pflicht dennoch! — Und der Bote meint, der Ausrufer habe besser gedacht als jene Lacher! — Auf einmahl winkt ihm nun eine arme Frau, die Obst verkauft (nicht eine von denen bey Gerberen, aber grad so eine) giebt ihm die Duplone und sagt: mein Mädchen hat das Ding gefunden; wir wußten nicht wem es gehörte. Nun sind wir doch froh, daß wirs wieder geben können. — Nun das Trinkgeld das sie erhielt, war recht schön, aber doch lange nicht so schön als ihr eigenes ehrliches Herz.

Jetzt schwarz! Eine Dienstmagd kaufst bey einem Krämer an einem Markte aller-

ley ein, vergißt im Gedränge dort ihren Geldbeutel, und geht weiter! Der Krämer denkt: Glück zu: gesunden ist auch gewonnen! leert das Geld in seine Lösung und wirft den leeren Seckel heimlich auf die Gasse. Kurz hernach kommt die arme Magd, fragt nach ihrem Seckel, den sie gewiß hier liegen gelassen habe. Aber der Krämer sagt: Es sind seither so viele Leute bey meinem Stande gewesen, daß ich unmöglich für diesen vergessenen Geldbeutel Bescheid geben kann! Es thut mir Leid darum! — Und verloren war ihr Geld! — Ich weiß aber jemand, der dem Krämer schon sagen wird, daß er ein Schelm ist! Und diesen Jemand kann er nicht einmahl vor dem Richter der Schelzung wegen verklagen, oder er hats alles verloren und wird als Schelm gestraft! — Und der geneigte Leser soll errathen, wer dieser Jemand ist. —

Ein Gespräch über den Kiltgang.

Bote. Guten Abend mit einander. Das geht ja so laut und lebhaft zu, als wäre der Türkenkrieg schon draußen auf eurer Allment! Was habt ihr denn Neues?

Benz. He! da hat der Schulmeister ein Büchli vom Kiltgang aus der Stadt gebracht, und darüber disputieren wir!

Niggi. Ja, sie meinen sie wollen uns den Kiltgang verleiden, oder gar verbieten; aber das lassen sie wohl bleiben.

Hans. He! So laßt sie machen! Einmahl mich halte das einfältige Büchlein nicht ab!

Schulmeister. Aber segt mir nur, ob das wahr ist, was in dem Büchlein steht, oder nicht, dann ißt bald ausdisputirt. Meinet ihr etwa es sey schön und anständig,

wenn Buben und Meitli so zusammen schliesen?

Niggi. Was ist denn unanständigs daran?

Bote. Läß mich doch auch etwas fragen! — Du Niggi gehst also zu Kilt, nicht wahr?

Niggi. So gut als andre.

Bote. So sage mir doch, zu welchem Meitli gehst du?

Niggi. So fragt man die Narren, aber mich nicht. Ich sage dir das nicht!

Bote. Aber deinem Pfarrer sagst du's?

Niggi. Ich wollt' ein Narr seyn! Der muß es am letzten wissen!

Bote. Aber deinem Vater?

Niggi. Auch nicht!

Bote. Nun sieh, guter Freund, eine Sache, die du ehrlichen Leuten nicht gern bekennst, die du so viel möglich vor allen verbirgst, deren du dich also gleichsam selber schämst — eine Sache, die du nur bei Nacht und Nebel treibst, die muß doch nicht eben gar anständig seyn!

Benz. Da kommst du gerade wie das Büchli. Das sagt gar, wir schleichen wie die Diebe in der Nacht herum. Aber wir sind beim T... keine Dieben, wir!

Schulmeister. Das sagt das Büchli auch nicht. Sondern nur, daß die Schelmen zu Nacht laufen, weil sie Böses thun; und die Kiltbuben auch zu Nacht, weil ihr Thun nicht viel besser ist.

Hans. Was sagst du, Schulmeister? Nicht viel besser? Das sollst du mir beweisen!

Schulmeister. Gar gern und gar leicht! Weißt du noch, was dein Vater gesagt hat, als vor zwey Jahren deine Schwei-

ster Marey von dem niedersichen Res ein uneheliches Kind kriegte, und er dann den Eid schwur, es gehe ihn nichts an? „Ich wollte lieber meine beste Kuh im Stalle, wäre mir krepirt, als daß ich diese Schande an meinem Kinde erleben muß!“ Hätt ihm also Res die Kuh gestohlen, es hätte ihm minder weh gethan, als daß er seinem Kind die Ehre raubte.

Bote. Und mit allem Recht! Denn eine verlohrne Kuh kann endlich noch ersezt werden; aber verlohrne Ehre nicht! Und darum ist der Ehrendieb schlimmer als der Gelddieb.

Niggi. Aber sagt mir denn nur ihr gescheiden und wizigen Herren, Schulmeister und Bote, der Kiltgang war von jeher und unser Lebenlang gebräuchlich, und hat niemand daran gedacht ihn abzuschaffen. Warum denn jetzt? Die alten Herren waren doch auch keine Narren; warum wollen die jehigen wiziger seyn?

Schulmeister. Warum? Weil es ehedem lange nicht so schlimm war mit dem Kiltgang, als jetzt: weil er jetzt nicht mehr zur Ehe, sondern zu unehelichen Kindern hinführt; weil durch diese die Armenlast der Gemeinden unsäglich erschweret wird: weil die Ausgelassenheit und Liederlichkeit des jungen Volkes je länger je mehr überhand nimmt: darum mußte endlich etwas versucht werden!

Bote. Richtig! Und wenn die jehige Welt wiziger wird als die vorige war, ist denn das ein Uebel?

Hans. Heh! Bäbeli! Gieb noch einen Schoppen auf den Schrecken hin! Es wird zwar noch mancher Schnee abgehen, ehe der Kiltgang abgeht.

Schulmeister. Das fürcht ich selber

ein
den
Ich
talle
inde
hätt
es
3 er
enn
sekt
Und
der
ihr
mei
eher
hat
sen.
wa
vol:
es
dem
lehr
vern
last
rd:
keit
ber:
pas
sige
ist
ei:
Es
en,
sel
e

ber. Aber das ist eben schlimm, daß es immer Leute giebt, die dem Guten im Wege stehen, und das Böse lieber wollen! Das erfährt niemand besser als ein Schulmeister. Wenn er den Kindern eine Unart abgewöhnen will, so sind oft die Aeltern die ersten, welche über ihn schmählen.

Bäbeli (bringt den Schoppen.) Mira disputirt so lang ihr wollt! Ich sage es und heraus, es freute unser eins nicht mehr zu leben, wenn die Kiltbuben nicht mehr kämen. (Alle lachen laut auf!)

Niggi. Da hört ihrs! Das Weibervolk ist auch nicht eurer Meinung!

Bote. Und eben das ist ein böses Zeichen für den Kiltgang, daß selbst Weibsbilder sich nicht schämen öffentlich so zu reden. Es muß schlimm um ihre Zucht und Ehrbarkeit stehen!

Benz. Ich habe jetzt lang geschwiegen, und gelöst; und — ja es ist wahr, man hört wenig mehr vom Schämen in solchen Dingen, und es wär vielleicht in der That besser es wäre anders. — Aber wenn wir nicht mehr zu Kilt gingen, wie sollten wir Weiber kriegen?

Schulmeister. Borerst wäre es kein Schade, wenn schon mancher Pursche und manches Mädchen nicht heirathete. Eine Haushaltung wo Schmahlhans Kuchimeister ist, der Hunger Koch, und der Mangel Schafner: wo die Kinder in Hudeln und Lumpen um Brodt schreien, und der Bettsack das tägliche Gewand ist: eine solche Haushaltung ist doch weder für die so darinn leben, noch für das Land überhaupt vortheilhaft. — Und dann heirathen hunderte und tausende, die nie zu Kilt gehn.

Niggi. Da müßten wir also am heilern hellen Tag zu unsren Mädchen gehen, daß es alle Leute wüsten!

Bote. Freilich! Aber wäre das so übel? Wer ein ehrliches Mädchen lieb hat, braucht sich ja nicht zu schämen; und wer auf eine Heirath losgeht, thut ja nichts Böses, daß er sich darum verbergen müßte.

Hans. Du kommst akurat wie das Büchlein! Entweder hast du selber gemacht, oder einmahl auswendig gelernt!

Bote. Weder das eine noch das andere. Aber gelesen hab ich's; und ich finde, daß es wahr und gut ist; und wünschte gar sehr, daß es alle jungen Pursche und Mädchen auf dem Lande lesen und beherzigen möchten!

Bäbeli. Ja! ja! Schwäz du nur, du alter Hümpli! — Du bist wohl sicher, daß dich kein Mädchen mit deinem Holzbein ins Zimmer läßt. Aber dafür bist du auch gestraft, und kriegst kein Weib!

Bote. Es wäre mancher Mann froh, sich ein Bein abschießen zu lassen, wenn er damit seinem bösen Weib loskäme. Und mein hölzernes Bein soll mir recht lieb seyn, wenn es mich vor solchem großen Uebel bewahret.

Niggi singt:

I bitten ech sht einisch still!
D' Welt geit ja notti wie sie will!
Ihr werdet si nit besser mache!
Mir wotte über Bruch nit la;
Mir wotte üse Chiltgang b'ha!

Bote.
Und üs no länger z' Schande mache.

Bierbrauer in England.

Trinkt der Leser gern Bier? Der Bote trinkt zwar, damit doch etwas vom edlen Studentenwesen an ihm sey; kanns aber

G

nicht rühmen, und thuts nur um der Ehre willen. Aber von der Bierlrauerey will er erzählen, die er in London geschen hat. Das ist was anders als die im Altenberg! In derselben, sie gehört meinem guten Freunde Herrn Barklai, wird alles durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt; aber es werden doch noch nebenbei an zweihundert Personen und eine Menge Pferde dabei in Arbeit gesetzt; die aber fast alle außer der Fabrik zu thun haben. In derselben geschieht alles durch unsichtbare Kraft. Z. B. werden in einem Tage 2500 Scheffel Malz (Müs Gersten) auf den obersten Boden des Hauses gebracht, und von da, wie Wasser, weiter geleitet, ohne Menschenhände! — Die Fässer, worin das Bier ist, sind von ungeheurer Größe, und sind dem dicken Wirth zu seine berühmten Lagerfässer nur Mäuse gegen diese Elefanten. Das größte derselben enthält 3000 Barill Bier. Jedes Barill ist 144 Maß, Eins durch das Andre multiplizirt, giebt 432000 Maß, oder viertausend dreihundert und zwanzig Saum Bier in einem Fasse! Das Kleinste ist voll Bier auf dreitausend Pfund Sterling, (oder ungefähr so viel Duplonen) berechnet! Man braut daselbst jährlich 250,000 Barill Bier! — „Christeli! rechne mir aus, wie viel das in Pfässen bringt?“ Mein Freund der Herr Barklai, zahlt an jährlichen Abgaben eine Kleinigkeit von viermal hundert tausend Duplonen, und wird sich nicht wenig freuen, wenn er das alles hier im Berner Kalender zu lesen findet! —

Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darein.

— Aber der Löwenwirth in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgeleideter Gast. Kurz und trozig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüß, für sein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freylich ja, erwiederte der Gast, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Fünfbähner aus der Tasche, und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist mein Geld.“ Der Wirth sagte: Was soll das heißen? Seyd ihr mir nicht einen Thaler schuldig? Der Gast erwiederte: Ich habe für keinen Thaler Speise von euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt ihr mir zuviel dafür gegeben, so ist's eure Schuld. — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu, und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen würde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seyd ein durchtriebener Schalk,“ erwiederte der Wirth, und hätte wohl etwas anderes verdenkt. Aber ich schenke euch das Mittagessen und hier noch ein Zehnbähnenstück dazu. Seyd stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirth, und mache es ihm eben so.“ Das sagte er, weil er mit dem Bärenwirth aus Brodneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anhat und erwiederte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern

vorstig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend, und sagte: „Bey eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu euch geschickt und kein anderer.“

So waren im Grunde beyde hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich dann noch obendrein einen schönen Dank verdient, wenn sie beyde eine gute Lehre daraus gezogen, und sich miteinander ausgesöhnt hätten. — Denn Frieden ernährt, Unfrieden verzehrt.

Betrachtungen über einen gemahlten Esel.

(Von meinem Gevatter Schulmeister.)

Da hab ich um drey Bäzen einen Esel gekauft! Wenig Geld! Es giebt Esel, welche viel höher zu stehen kommen! Freylich bist du kein wahrer, sondern nur ein gemahlter Esel; aber ich bin sicher, daß auch viele gemahlte Esel theurer bezahlt wurden als du. Denn obschon die Rede geht, daß mancher Mahler, der Portraite mahlt, mehr Esel ist, als die so er mahlt; und daß diese Mahler meist auch um einen Spottpreis mahlen, so mahlt doch schwerlich ein solcher seinesgleichen um drey Bäzen das Stück, wäre es auch nur um der Kunst willen, die oft einzig aus dem Preise sich beurtheilen läßt! — Man sollte nun wohl meynen, es möchte sich der Mühe nicht lohnen, einen Esel zu mahlen! Aber wie mancher ist dennoch schon gemahlt worden, der freylich in einem ganz andern als einem simpeln grauen Kleide stolzert; und der sich wohl eben nur darum mahlen ließ, weil er — ein Esel war.

Du stehst nun da mit zwey lächtigen Bürden beladen, und meine Frau meynte: „Ach das arme Thier mit seinen schweren Bürden!“ Aber dieses Mitleid dünkt mich am unrechten Orte! Denn wenn ich, chsamer und gelehrter Schulmeister, und so mancher andere Ehrenmann in Amt und Beruf, seine, oft mehr als zweyfache Bürde trägt, so thuts dir mit Gunst Herr Esel auch recht wohl, deinen Theil an den Lasten des Lebens zu tragen; obgleich ich der Wahrheit zur Steuer gestehen muß, daß mancher keine Last trägt, obschon er kein Haar breit weniger Esel ist als du.

Dass du nun hier so gelassen deine Distanz abtrifftest, das — mit Gunst Herr Esel, beweist, daß du nicht nur ein Esel sondern dazu ein dummer Esel bist! — Du mußt wohl gar keinen Begriff von der gepriesenen Liberalität unserer Zeiten haben, daß du dir nicht besser zu helfen weißt! Kannst du dich denn gar nicht aus deiner Niedrigkeit erheben? Ist denn alles Streben nach dem Edleren und Höheren dir fremd? Bist du denn so ganz ungebildet, daß du kein Verlangen trägst etwas mehr wenigstens zu scheinen als ein Esel, wenn du auch wirklich nicht mehr bist? Kannst du dich nicht dem Pferde an die Seite stellen? Du könntest wenigstens doch aus der Naturgeschichte beweisen, daß ihr einander sehr nahe verwandt seyd. Und obgleich die Erfahrung lehrt, daß die Pferde nur mit entschiedenem Widerwillen in ihrer Nähe dich dulden, so muß ja doch mancher Ehrenmann es sich in unsren Tagen auch gefallen lassen, daß Leute sich ihm an die Seite drängen und sich ihm gleich stellen, die dazu viel weniger Ursache haben, als du hast, an die Seite des Pferdes zu treten.

„Aber — seufzest du mir entgegen, — meine langen Ohren!“ Thor, der du bist! Behaupst du nur leck und zuversichtlich, das gehöre zur ächten alt-deutschen Mode, und du wirst im Hui deine Ohren zu Ehre bringen; ja es würde mancher lieber sich statliche Ohren von Papendeckel machen und ansehen lassen, als daß er nicht alt-deutsch auftreten sollte! „Aber mein grauer Kopf!“ Hahaha! Giebts denn keine Titus-Perücken? Oder wärest du der erste alte Gecke, der seine grauen Haare mit einer solchen deckte, blos um noch länger jung zu scheinen? Ich sehe nicht ein, warum dem einen verboten seyn sollte, was andern erlaubt ist!

Das du mir zu diesen erbaulichen Be- trachtungen Gelegenheit gabest, gereicht zu deiner nicht geringen Ehre. Denn ich habe im Leben sehr viele lebendige Esel gesehen bei denen mir auch kein einziges kluges Wort zu Sinne kam. Und so magst du denn ferner ruhig da hängen, und kannst auch darinn einen Vorzug finden, daß du gehängt wurdest, dieweil mancher ungehängt herumläuft, der es unendlich besser verdient hätte, als du.

Häusliches Elend.

In der Stadt ist alle Tage Sonntag und giebt kein Kreuz und Leiden. Meint der geneigte Leser? Ich nicht! Vielmehr heißtts dort:

Kreuz und Leiden überall!

Jammer ohne Maß und Zahl.

Die gute Frau Dorothea, des Hafners Ehegattin, sitzt in tiefen Gedanken, ganz in ein Buch versunken. Es wird doch ein geistliches Buch seyn? Ach nein! Es ist eine

verliebte Heldengeschichte, wie die gebildeten Frauen sie heut zu Tage alle lesen müssen. Da heißt es, wie dem tapfern Ritter Wolfsrachen sein edles Ross unter dem Leib erstochen worden sey; und die gefühlvolle Frau kann sich der hellen Thränen nicht enthalten. Indessen ist ihr Kind auf einen Stuhl geklettert, fällt herab und schreit. Unwillig daß sie in ihrer ansprechenden Lektur gestört wird, reift sie das Kind auf, das aus Maul und Nase blutet. „Geschicht dir recht, sagt die gefühlvolle Mutter; warum kletterst du? Halts Maul, und störe mich nicht ferner in meinem gemüthlichen Denken.“

Indessen steht die Köchinn am Küchenfenster. Auch sie hat ein ansprechendes Buch! Sie liest, wie Graf Zimpersink sich in ein armes Landmädchen verliebt habe; und sie sieht nicht, welche verliebte Augen die Käze indes auf den Küchentisch macht: sie liest, wie der Graf heimlich sein Mädchen entführt hat, und denkt: ach wie gemüthlich, wenn mir ein vornehmer Herr auch so thäte. Indes hat die Käze richtig den Tisch erstiegen, und den schönen Fisch in aller Stille auf den Estrich entführt! Der Pudel denkt: bin ich minder als die Käze? und ergreift den Braten der schon lang auf der Bratpfanne vor dem Ofeli wartete, während die gebildete Köchinn — Liebesgeschichten las. Aber die Bratpfanne fällt herunter, die ansprechende Lektur wird gestört, Marrili, das liebe Buch in der Hand, läuft dem Pudel nach. Derweile kocht der Hase über, die Fleischbrühe läuft ins Feuer — ist das nicht häusliches Elend? Schade nur daß der ungebildete Bote das alles nicht ansprechen kann, gefühlvoll und gemüthlich genug beschreiben könnte.

Etwas über Kinderzucht.

Der Vate hört auf seinen Kreuz und quer: Reisen so viele bittere Klagen über ungerathene, ungezogene Kinder, und so ist wohl auch selbst hie und da auf solche, von denen er nicht sagen könnte, daß sie in der Zucht und Ermahnung des Herrn aufzogen worden wären, so sehr es vielleicht auch ihre Eltern behaupten mögen; denn diese sind meist blind an ihren Kindern, verhätscheln und verzärteln dieselben auf eine Weise, die sie denn hintenher, aber meist zu spät, mit Schmerzen bereuen, und sind daher größtentheils selbst Schuld an den Fehlern derselben. Schon der alte berühmte Sittenprediger, Pater Abraham à St. Clara, von dessen Straspredigten ich meinen lieben Lesern vor 2 Jahren ein kleines Musterli gegeben habe, verkündigt diese Wahrheit, und sagte sie seinen Zeitgenossen, ohne ein Blatt vor's Maul zu nehmen, und heraus. Hört ihn!

Ihr Eltern thut zu viel und thut zu wenig. Ihr thut zu wenig straffen, Ihr thut zu viel lieben euere Kinder. Euere orglose Obsicht in dem Auferziehen, euers war zu große Nachsehen in Abstraffung, Fahrlosigkeit in Unterrichtung derselben verschacht ungerathene Kinder; deswegen die mehresten Sünden der Kinder werden in der Sündenregister eingerragen.

Ihr habt Zweifels ohne öfters vernommen, wie einst die Bäum sind zusammenkommen und haben auf ihrem hölzernen Reichstag einen König erwählt. Die mehresten Stimmen sind gefallen auf den Delbaum, auf den Feigenbaum, auf den Weinbuk. Vom Birkenbaum geschieht kein mögige Meldung. Meines Theils, wann

ich wäre gegenwärtig gewesen, und als ein Mitglied auch eine freye Wahl hätte gehabt, so hätte ich unfehlbar den Birkenbaum zum König erkliesen; denn niemand glaubt, wie ruhmwürdig dieser regiert, absonderlich in der Kinderzucht.

Adonibezec, ein stolzer und tyrannischer König, hat 70 andern gesangenen Königen die Finger abgeschnitten. Dies war erschrecklich. Diesem folge ich nach, und möchte gern denen mehresten Eltern die Finger abschneiden, damit sie nicht mehr so stark ihren Kindern durch die Finger sehen, sondern dieselbige von Jugend auf straffen.

So lang Moyses die Ruthen in Händen gehabt, ist sie eine schöne Ruthen verblieben, sobald ers aber aus der Hand fallen lassen, da ist gleich ein Schlang draus worden. Also auch, meine liebste Eltern, so lang ihr die Ruthen in Händen habt, und eine gute scharfe Zucht führet unter den Kindern, so bleibt alles gut; wann ihr aber die Ruthen fallen lasst, da wird gleichförmig ein Schlang draus, ich will sagen, es ist lauter schädliches Gift den Kindern, so man die Ruthen nicht in die Hand nimmt.

Die Erde bringt kein Frucht, sondern Distel, wenn man sie nicht mit scharfen Pflugeisen durchgrabt; die Jugend thut kein gut, wenn man sie nicht scharf hält. Das Eisen, so erst aus dem Bergwerk gebrochen, ist niches nuz, es komme dann der harte Hammerstreich darauf; die Jugend bleibt nichts nuz, so man den Streichen verschonet. Der Weinstöck wird nicht tragen, sondern verfaulen, so nicht ein Stelen daben steht; die Jugend wird nicht fleißig seyn, sondern faul, wann nicht die Ruthen darneben steht. Die Musik wird auf Kazen-Art ohngereinigt verbleiben, wann

der Tactstrach des Capellmaisters abgehet; die Jugend wird sich mehrest ungereimt verhalten, wann der Tact der Eltern manglet.

Wie nennt Clemens die Kinder? Er nennt sie Blumen des Ehestands. Gut, gut, die Blumen müssen umzäunt seyn mit Ruthen und Steken, sonst kommt eine jede Sau darüber. Wie nennt Augustinus die Kinder? Er nennt sie kleine wankende Schifflein. Gut, gut, zu diesem Schifflein muß man Ruder brauchen, die der Besenbinder feil hat. Wie nennt Gregorius die Kinder? Augapfel ihrer Eltern. Gut, gut, aber denen Augapfel hat die Natur Augbraun gesetzt, welche wie die Ruthen gestalt seyn. Wenn man aber die Ruthen spart: so kommt Schand und Schad über die Kinder. Von 1000 Exemplin nur Eins.

In einer kleinen Stadt des Teutschlands hatte eine Mutter einen einigen Sohn, mit dem sie von Kindheit auf als mit einem zarten Taig umgangen. Er war ihr einiges Herz, er hatte im 8ten Jahr noch kein Ruthen gesehen, und als man ihm solche zeigt, wußte er gar nicht, was dieses vor ein Meerwunder sey. Er schauete sie an nicht anders als ein Kuh ein neues Stadtthor. Dieser nun war schon von früher Jugend an knausig, nahm seinen Schulkameraden bald dies bald jenes heimlich und brachte es seiner Mutter. Diese statt ihn dafür zu kuranzen und zu kämmen; sagte ihm nur: „Mein lieber Güstl, solltest das eigentlich nicht thun. Denk wenn es dir ausklame.“ Dabey bliebs. Die gestohlenen Sachen mußte er nicht zurückgeben. Dadurch geschah aber nichts anders, als daß er beym Stehlen vorsichtiger wurde.

und sein Augenmerk besonders darauf tichtete, seine Diebereyen recht heimlich auszuführen. Aus einem kleinen Schelm wurde er aber zulezt ein großer, und kam an den Galgen. Auf dem Hingang zu demselben wurde er unter der ihn angaffenden Menge auch seine Mutter gewahr, die weinte und heulte. Er bat nun den Büttel, daß er ihm die Gnad geben möcht, seiner Mutter noch ein Wort des Trosts zu sagen. Als diese näher kam, that er, als ob er ihr was ins Ohr sagen wollte, und bis ihh dasselbe auf einen Stuk weg. Die Umstehenden schrien und schalteten ihn ein vermaledyten Boswichter. Er aber vertheidigte sich folgendermassen: „Seyd nicht voreilig in euerm Urtheil, lieben Leut. Mein Mutter ist die einzige Schuld, daß ich als ein ruchloser Verbrecher am Galgen unter Henkershänden sterben muß. Hätte sie zum ersten Mal, als ich ihr aus der Schule ein gestohlnes Büchlein heimgebracht, mich dafür derb geüchtigt, und mir das Leder zerblaut, so wär ich kein Dieb worden, hätte sie mir damals ein scharfse Ruthen gebunden, so hätt mich der Henker jehn nicht also bunden. Darumb nehmst du Herzen mein traurig Exempel, ihr Eltern, machet eure Kinder von Jugend auf mit dem Birkenbaum besser bekannt, damit sie nicht einst, so wie ich, mit dem Eichbaum in eine so spotiliche Freundschaft gerathen. Redet nicht so schimisch über die Schulmaister, als brauchten sie in der Schule des Birkenwaher zu sehr, und versahen gar zu streng mit euern Kindern.“

Zu viel, zu viel, zu viel werden die Kinder geliebt. Wie Jerusalem von Tito war belägeret worden, war allersseits in der bedrangten Stadt große Hungers-

noth, also daß eine adeliche Frau ihr eigenes
jugendes Kind gemetzet, Kocht und gegeben.
O Elend, wir haben, Gott sei gedankt,
dergleichen bedrängten Zeiten noch nicht
erlebt. Aber das Elend, welches ja nicht
flein, sehen wir täglich, daß etliche Eltern
nicht aus Hunger, sondern aus wahrer
Affenliebe gleichsam ihre Kinder möchten
essen, deswegen all dero Dichten, Schlich-
ten, Sorgen, Borgen, Lauffen, Schnauf-
fen, Schauen, Bauen, Gehen, Stehen,
Schreiben, Treiben, dahin zielt, daß den
Kindern wohl gehe. Aber leider denkt man
nur an den Laib, und nicht an die Seel,
man sorgt nur um das Zeitliche, nicht um
das Ewige der Kinder. Wenn die Eltern
ein Kind haben, welches ein Bulkel hat,
so groß wie ein Scheerhaufen, wie schämen
sie sich. Wanns in den Augen schieglet,
daß es 2 Bücher auf einmal lesen kann,
und mit einem Aug in die Höh, mit dem
andern in die Nieder schaut, wie ein Gans,
wie verdriest es die Eltern so stark. Wanns
im Gesicht ein ungesformtes Muttermahl
hat, etwa auf der Nasen ein Kirschen,
daß der Stengel ins Maul hinkt. Was
gäben die Eltern nicht darum, daß ein Spatz
solches Obst verzehre. Der geringste Leibs-
tadel ist denen Eltern verdrüßlich, und sucht
man Augenarzt, Zahnarzt, Ohrenarzt,
Nasenarzt, Maularzt, in allen Orten und
Perten, solches Uebel zu wenden. Aber
wann die Seel ist wie ein Wüsten, des-
achten und betrachten die Eltern nicht, das
schmerzt sie nicht. Wann ein Kind den
Fuß bricht, da weynet die Mutter, da ist
näheres Wetter als im April; wanns aber
Gott beleidigt, da ist trükenes Wetter, als
im Heumonat. Das kommt mir just vor,
als wann einer Achtung gäbe auf den Schuh

und fragt nichts um den Fuß. Das heißt
die Nußschalen aufgehebt und den Kern
hinter die Thür geworfen. Das heißt die
Dukaten ausschütten und den Beutel
aufbehalten. Das heißt den Degen ver-
rostten lassen und die Schaid vergulden.
O bethörte Eltern! ihr seyd nicht verhü,
daß ihr Eltern solt genannt werden, wenn
ihr nicht vor allem sorgt, wie ihr denen
Kindern den Himmel zuwegen bringet,
welches geschieht durch gottesfürchtige Auf-
erziehung, nachmals kümmert euch erst um
das Zeitliche undirdische, so ihr ihnen
wollt verlassen.

Seltene Uueigemüigkeit:

In einem der letzten Kriege in Deutsch-
land wurde ein Rittmeister beordert, foura-
gieren zu reiten d. h. Futter für die Pferde
zu hohlen, wobei denn ohne Schonen ganze
Aecker niedergemähet werden. Er kam in
ein einsames Thal, klopft an einer armse-
ligen Hütte an, und ein alter Herrnhuter
mit grauem Bart tritt heraus. „Vater,
sagt der Offizier zu ihm, zeige uns ein Feld,
wo ich mit meinen Neutern fouragieren
kann.“ Sogleich mein Herr, antwortet
der Alte, stellt sich an ihre Spize, und
führt sie auf die Anhöhe, wo sie in kurzem
ein Gerstenfeld antreffen. „Das ist was
wir suchen,“ sagt der Hauptmann. „Gedul-
den Sie sich einen Augenblick,“ antwortet
der alte Mann, „es soll Sie nicht gereuen.“
Sie sehen ihren Weg fort, und kommen
bald an ein anderes Gerstenfeld. Jetzt
sagen die Neuer ab, mähen die Gerste,
beladen ihre Pferde damit, und bereuen sich
zum Rückzuge. „Vater, sagte der Ritt-
meister, ihr habt uns ohne Noth so weit

geführt. Das erste Feld war besser.“ „Es ist wahr, sagte der ehrliche Mann, aber jenes Feld war nicht das meinige, dieses wohl!“

Wo müßten wohl in unserm Lande die Reuter hinreiten, um einen solchen Mann zu finden, der freiwillig sein Eigenthum ausopferte, um andern zu schonen?

Noch ein Beyspiel zu der Wahrheit:
Es muß alles offenbar werden.

So lange es noch Menschen giebt, die durch das Geld sich so verblenden lassen, daß sie die schändlichsten Mordthaten begehen: und so lange stolze Menschen sich selbst mit dem Aberglauben hintergehen, daß etwas dergleichen je ganz verborgen bleiben könne, so lange muß jede Geschichte bekannt gemacht werden, welche beweist, wie die Vorsehung geheime Verbrechen offenbart. — Hier also wieder ein solches Beyspiel.

Ein Verwalter auf einem Herrengute im Mecklenburgischen hatte seine Dienste mit scheinbarer Treue verrichtet und sich mit der Haushälterinn verlobt.

Ein reicher Viehhändler aus einer entfernten Gegend kommt im siebenjährigen Kriege oft dorthin und handelt mit diesen Leuten; denn der Herr des Gutes wohnte wegen den unruhigen Zeiten schon länger in der Stadt.

Das Geld, das der Viehhändler bei sich trägt, blendet jene Unglücklichen. Sie beschließen, ihn zu ermorden und zu plündern. Die Haushälterinn muß sich mit ihm einlassen: der Verblendete geht in die Falle; er verlobt sich mit ihr, und ist — verloren!

Denn das nächste Mal, als er mit vielem

Gelde zurückkommt, morden sie ihn im Schlaf, nehmen ihm seinen Geldgut ab, vergraben den Mann in einem alten Stalle, und niemand weiß, wo er hingekommen ist.

— Man denkt: es ist Krieg! Der Mann ist etwa einer Streifparthie in die Hände gefallen, und — weggeschafft worden! Und so wars abgethan! — Der Verwalter und die Haushälterinn heyrathen nachher einander, ziehen von jenem Gute weg, und leben an die 24 Jahre, da denn die Frau stirbt.

Rächer und Richter des Bösen, wo bist du? Der Krieg ist zu Ende. Der Edelmann bezieht sein Gut wieder, lebt mehrere Jahre da; muß endlich einige verfallene Gebäude neu bauen lassen: der alte Stall wird aufgegraben, und da kommt der Todtentörper zum Vorschein; freylich ganz verfaul; doch stehen noch die silbernen Knöpfe am Kleide, auch findet sich eine silberne Schnalle (Ringge) von einer Halsbinde, und diese hat einen verschlungenen Namen!

Aber wer ist der Gemordete? Wer hat ihn gemordet? Wie lange ist's her? Davon kann kein Mensch Auskunft geben. Endlich vernimmt's ein alter Hirte. Er erzählt wie die ehemahlige Haushälterinn sich vor 24 Jahren mit einem Viehhändler eingelassen, wie dieser weggekommen sey, ohne daß man wisse wohin, u. s. w. Man schickt nun einen Knopf und jenen Ringgen in seine Heimath, und die Antwort lautet: bende hätten jenem Viehhändler gehört. Jetzt wird der Verwalter gepackt, gefragt — und er gesteht die That, und stirbt den Tod des Verbrechers! — Richter und Rächer des Bösen! Alles auch das tief und lange Verborgene muß durch dich kund werden!

Der sonderbare Geizhals.

Weiß der Leser, was ein Geizhals ist? O ja, heißt es, und ich kenne manchen der gleichen. — Nun gut, ich will euch aber von einem erzählen, wie ihr sicher keinen kennt!

Zu Rheims in Frankreich lebte ehedem ein Priester, Namens Gedinat. Aber man nannte ihn nur kurzweg den Geizhals. Denn ob er gleich ein reiches Einkommen, und als katholischer Priester keine Familie zu ernähren hatte, so war er doch, nach aller Menschen Urtheil, ein schäbiger Geizhals, der keinem Armen je ein Allmosen gab, und nur auf alle mögliche Weise Geld zusammen zu scharren suchte.

Der Leser denkt: nun — deren giebts noch mehr! Schon gut. Doch nur Geduld!

Als nun Mansinus Gedinat an die hunderttausend Gulden zusammengebracht hatte, da ließ er auf seine Kosten eine Wasserleitung bauen, brachte so gutes Trinkwasser in die Stadt, erleichterte dadurch besonders alle ärmeren Volksklassen; und that so unendlich mehr Gutes, als wenn er sein Geld an Bettler und Tagdiebe verschenkt hätte; und noch jetzt segnen die Bewohner von Rheims den wohlthätigen Gedinat.

Demjenigen Leser, der mir einen ähnlichen Geizhals bekannt macht, will ich — einen nagelneuen Kalender verehren.

Wie man die Kälber zum Mezger führt.

Das weiß der Joggeli in C. recht gut. Als sein Vater ein schönes Kalb ins nächste Städtlein verkauft hatte, da sattelt der Joggeli das Pferd, macht sich Steigbügel von — Packfaden; band einen Zwilchsack

statt eines Felleisens hinten auf, um das gelöste Geld dreen zu thun: das Kalb war mit zusammengebundenen Füßen vor den Reuter gelegt, und so giengs — hai zehn Bakken — lustig davon. Aber der Gaul verstand sich nicht auf die Sporen, und machte Bockssprünge, bis er seiner Last entladen war; und es giebt Leute die behaupten, daß zwey Kälber am Boden gelegen hätten! — Aber sie sicken auch beide wieder auf, und kommen glücklich bis auf den Kreuzweg vor dem Städtchen. Aber hier will das Pferd nicht weiter; Joggeli denkt: „i will da Rung der Wiziger sy! s'ist us Chrüze wege ohnidem geng unghürig.“ So steigt er ab, bindet das Pferd an den Wegweiser, legt das Kalb auf eine Stoßbäre, die er entlehnt, und den Sattel dazu, und langt so vor der Schaal an, wo er seine Bezahlung empfängt. Als er aber mit seinem Sattel wieder zurückkommt, da steht freylich der Wegweiser noch da, aber kein Pferd; denn das — der Kälberfuhr überdrüsig, hatte seinen Heimweg klüglich angekommen. Und so mußte der Reuter seinen Sattel selber heimtragen, und langte zu Fuß an. Wenns nit e Hoffahrt wär z'ryte es gieng mängle ringer z' Fuß!

Die Hausmutter wie sie seyn sollte.

Die gelehrten und gebildeten Städteleute haben unter andern schönen Büchern, auch viele solche, die da sagen, wie dieses oder jenes seyn sollte. Z. B. Der Mann, wie er seyn sollte: die Frau, wie sie seyn sollte: das Kind, wie es seyn sollte. Und so für alle, vom Kaminfeuer wie er seyn sollte, bis zum Wascherweib wie es seyn sollte! — Ja, meint

der geneigte Leser, das alles sey nur auf dem Papier so! Aber ich will euch an einem lebendigen Beispiel zeigen, was die gebildeten Frauen aus ihren Büchern lernen.

Frau Rosamund Süßkind macht heute ihre erste Wasche als neue Hausfrau. Hier ist's ja, wo unsre Weiber sich im größten Glanze ihrer weisen Thätigkeit zeigen. Daraum steckt sich Frau Süßkind auch in den völligen Schmuck, legt eine schwarz seidene Douillette an, vergift die goldene Uhr, und dito Halskette nicht, und also angethan hält sie Revue über ihre Schnäderrekruten im Waschhaus. Von hier gehts nach dem Waschseil auf den Platz. Aber — bück di Schäkeli — ! Die Laube ist enge und niedrig, und dennoch gewinnt dein hochbedeckter Huth neue Zierrath an Spinnewebe mit Fledermaus-Pfeffer gespickt; bück di Schäkeli — ! Dein prächtiger langer Schleier fegt trotz einem Besen den Boden und erspahrt den Leuten das Auskehren.

Es hat geschnent. Es wäre doch herzig eine Schlittenfahrt nach Mün — — schemier zu machen. Aber — die Kutscher haben alle keinen guten Geschmack, ihre Schlitten haben alle so gemeine Formen — ; man wählt und besinnt sich so lange — bis keiner mehr übrig ist, als das Ebenbild des Mehlkastens aus der Arche Noä!

Man hat eine prächtige Visitenstube zurecht gemacht. Man bittet einen Mahler die Gemälde schön und in der Ordnung aufzuhängen. Aber damit er nicht den glänzenden Fußboden mit seinen gemeinen Füßen berrete, legt man ihm ein Bret mitten in die Stube, darauf er stehn soll! O! ich könnte ein Buch schreiben, wenn ich von dieser Frau alles schreiben wollte, wie sie

ist! Was würde erst werden, wenn ich schreiben wollte, wie sie seyn sollte?

Wie man Rechnungen macht.

In einer Zeitung aus den Diebsinseln (der Vore weiß, wo die sind, und eint und andre Leser errathens vielleicht) steht folgendes zu lesen. „Aus dem Hügelland des Innern wird berichtet, es habe Jemand folgendes Gespräch zwischen einem Gril (so heissen dort die Gemeindeschreiber, vielleicht weil sie besondere Grillen haben,) und einem Chliti (ist so eine Art Rechnungsgeber) belauscht: — Guten Morgen und hellen Sonnenschein, Bruder Gril, wie stehst um deine Gedanken?

Sonnenschein auch dir Chliti! Ich habe einen Flaschenkürbis voll Palmwein zu voll von gestern; und meine Gedanken schäumen wie der Bach Meme.

Ist mir leid um den Nebel deines Hauses! Da hab ich meine Rechnung etwas aufgesetzt, die solltest du mir ins Reine schreiben.

Gieb her! Ich habe es im Griff wie der Fuchs das Hühnerwürgen, und könnte allenfalls aus mir selber die Rechnung machen. Gieb her! — Er ließt:

Am ein und zwanzigsten — Kosten für die Begräbnis der Ma. Mer. 95 Stezabe: und Verdinglohn 18. Mekro. Aber diese Angaben sind ja schon in der Rechnung des vorigen Chliti und mit ganz andern Zahlen!!!

Ja! aber Mutter und Tochter hießen gleich! Diese wird die Tochter seyn! — Kann nicht seyn, denn diese war schon früher begraben.

Weiter: Steuer für die Familie N. —
Aber kein Mensch kennt eine solche Familie!

Weiter: für P. S. Verdinglohn — :
Aber der gleiche Artikel steht zweymal da!

Nun! Die Rechnung soll dennoch zu
Stande kommen. Du hast freylich hier und
da ein x für ein u gemacht. Aber wenn
du den Profit mit mir theilst, so mach ich
noch ein Paar u für x, und wir gewinnen
ein Hübsches.

So hats der Vöte aus jener Sprache
übersetzt. Was noch weiter dran war, hat
er nun ausgelassen: nur ein Sprüchlein
stand noch dabei, das hieß: wer eine reine
Haut hat, den wirds nicht beissen.

Woher kommt der Glaube an böse Geister?

Immer noch giebt es hier und da Leute,
die an Gespenster, böse Geister, Polter-
geister, Ungeheuer und dergleichen glauben,
und die darum in beständiger Angst und
Furcht ein unglückliches Leben führen. Zwar
hat dieser Glaube sich mächtig vermindert.
Ausgestorben aber ist er noch nicht ganz,
obgleich er gerades Weges aus dem Heiden-
thum abstammt, und also für gute Christen-
menschen sich gar nicht schickt.

Unsere ältesten Vorfahren waren allzu-
mahl Heiden, und glaubten als solche an
eine Menge falscher Götter und erdichteter
göttlicher Wesen. Da waren Götter im
Wasser und auf der Erde, und andere unter
der Erde, oder in der Luft, oder im Feuer;
und allen diesen wurde ein gewisser Dienst
und eine gewisse Verehrung gewidmet.

So wie aber die christliche Lehre ihnen
gepredigt wurde, so wollten sie doch ihren
alten Aberglauben nicht fahren lassen. Um

ihnen nun jene Götter, die sie bisher glaub-
ten, verächtlich zu machen, und zu verleiden,
sagten ihnen die christlichen Lehrer: jene
Götter seyen lauter böse Geister, eigentliche
Teufel, und wer es mit ihnen halte, komme
gerade zu in die Hölle. So hörte freylich
nach und nach der eigentliche heidnische
Gökendienst auf, aber er ward zum Glau-
den an böse Geister und Gespenster. Da
nun aber jene heidnischen Götter an sich
nichts waren, sondern nur in der Einbildung
der Menschen bestanden, so folgt ja ganz
natürlich, daß jene bösen Geister auch nichts
sind, und nur in der Einbildung bestehen.
Welches zu beweisen war!

Was doch der hinkende Vöte für ein
gelehrter Mann ist!

Gerechte Strafe der Unbarmherzigkeit.

Es thut mir allemal in der Seele weh,
wenn ich sehe, wie manchmal ungezogene
Kinder ein armes Thier martern und quä-
len; und da denke ich denn, es sollte ihnen
wiedersfahren, was jenem bösen Buben in
Schweden.

Ein Hund kommt unter ein Kutschens-
rad, wird erbärmlich zugerichtet und kriecht
heulend auf ein Haus zu. Ein Bube, der
dort steht, wirft das arme Thier mit Steinen,
stoßt es mit den Füßen, und thut ihm alles
Leid an. — Aber die Richter der Stadt
sehen diese That mit Abscheu an. Sie lassen
den Jungen abholen, ihm den Rücken blos
machen, und sprechen: weil du ein grausa-
mer Mensch bist, der eine arme Creatur
in ihren Schmerzen plagen konnte, so sollst
du den Namen deiner Unthat an dir tragen.
Und nun wird ihm ein Blech an den Hals
gehängt, worauf geschrieben war: „Grau-

amer Unmensch!“ Zugleich erhielt er mit einer Peitsche zehn Streiche über den bloßen Rücken. Jetzt sprach der Richter: „Fühle nun was es heißt, Schmerzen leiden an seinem Leibe!“ — Da schrie der Junge und bat um Barmherzigkeit. Aber der Richter sprach: „Dieweil du dich nicht erbarmst hast über das arme Gottesgeschöpf, das in seinen Schmerzen Hülfe und Schutz bei dir suchte, so soll auch über dich Unbarmherzigen ein unbarmherziges Gericht ergehen.“ Und nun erhielt er noch zehn andere Hiebe mit der Peitsche!

Dies Straferempel wirkte. Die dortigen Kinder hüteten sich nun wohl, weiter ein armes Thier zu marcieren.

Ein anderes Exempel.

Ein Husaren general hatte unter seinen Husaren einen, der einen vorzüglich guten Säbel führte. Da sah er einmal, als er mit seinen Leuten die fliehenden Feinde verfolgte, dass einer derselben beyde Hände nach jenem Husaren ausstreckte, und um Pardon bat. Aber der Unmensch hieb zu, und beyde Hände flogen dem Unglücklichen weg.

Nach der Affäre sammelt der General seine Leute, reitet an der Fronte herunter, hält vor jenem Husaren still, und sagt: du hast dich heute besonders ausgezeichnet mein Sohn! Da nimm meinen Geldbeutel! So beyde Hände in einem Zug — — O Herr General, sagt der Husar, wo ich hinhaue — Du Hund — donnert ihm der General jetzt entgegen, welch ein Unmensch muss der seyn, der einem fliehend Bittenden beyde Hände weghau! — Sicht ab, Steigriemen herunter, und haut die Canaille bis sie krepient! — Und als die Exekution vor-

über war, sprach er: „Nimm das zum Denkzettel! Und wenn ich noch einen solchen infamen Streich von dir sehe, so las ich dich tod schiessen, wie einen tollen Hund!“

Gott behüt uns vor allem Bösen.

Zwei Stückl vom Joggeli.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Erstlich, wie er vom Märit heim kam; da er unterwegs mit den Füßen überwindligen nähte, und am Boden hebräisch schrieb, und alle Augenblick die Breite der Strafe maß, und froh war, dass seine Kuh fester auf den Beinen stand als er. So kam er heim in finsterer Nacht, führt seine Kuh in den Stall; nicht doch! in die Küche; bindet sie an den Kachelbank, (dort heißt er Beikenshaft) und geht jetzt zum Bett, worin seine Frau ihn mit Angst erwartet. Was sie nun mit einander gesprochen haben, das kann der Leser hier reimweise vernehmen:

Joggeli. Liebe Frau! da bin i scho!

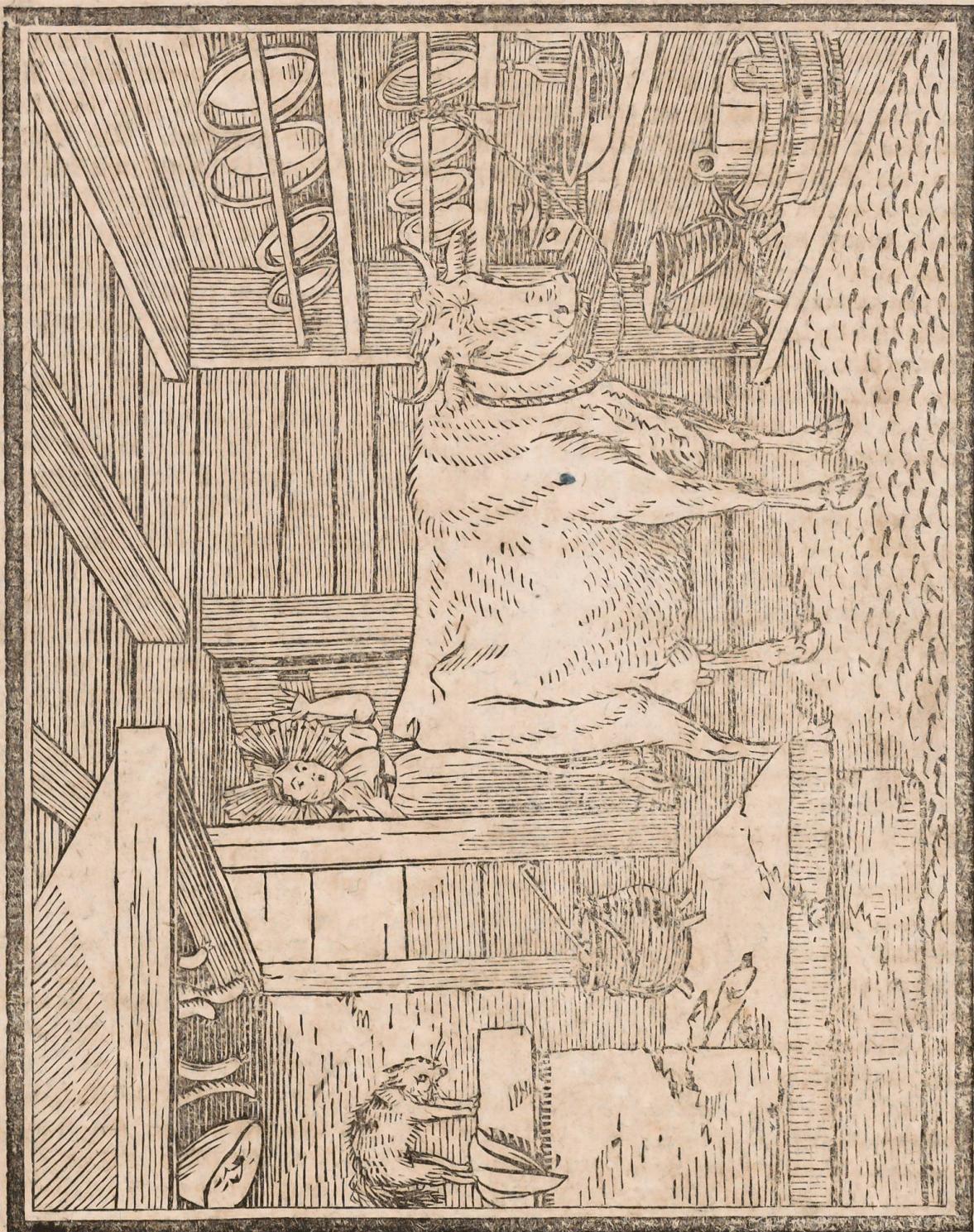
Huri gang go ds' Thueli male,
's möcht em süß das Uter gwölle;
Düs wirds a der Chrüpfse stoh.

Frau. So! Bist do? du Lumpenhund!
Gell! Bist wieder ume gloffe,
Hest an alle Orte glosse!

Gott erbarm's! Du süsst di z Grund!

Joggeli. Hopsa! Hopsa! guti Mutter,
Bis au nit so bös! Chum lue
Ueli hübschi neu! Thue,
Wie si lustig frist das Fuetter.

Frau. Schwäz no wie ne Narr derzue!
Wird ächt d' Thue gat alti Chelle,
Chachle, Häfe fresse welle?
Los me sötts i d' Prättig thus.



Und so iſt nun geschehen. Wünsch
gute Besserung!

Und zum and're wie der Joggeli
balbirt wird, das iſt au gar kurzweilig.
Da kam er mit einem Trupp Volk aus dem
Holz ins Wirthshaus, hatten für den ersten
Durft gesorget: wollten aber auch für den
leſten etwas und schrien: Brantenwein!
Brantenwein! — Kein Wunder, daß Joggeli
jetzt zu tanzen anſtieng, obſchon niemand
Musik mache, als der Muheim hinterm
Ofen. Und nun beift ihn der Bart, und
man ſoll ihn balbieren. Da ſicht er auf
einer Stabell, und mit einem Waschlum-
pen haben ſie ihn eingefet, und der Kūf-
ſer hat ihm mit einem Gertel den Bart ſo
ſäuberlich geputzt, daß er — (vor Freuden
denkt wohl) — weinte, daß ihm das Was-
ſer über die Backen lieſ.

Joggeli! Bis doch au gſchyd!
Wo das Narre gelte.
So het menge d'Ehr verhvt,
Der ſi nit ließ ſchelte.
Wlybſt du gern en Ehrema?
Wo dir ds' Narewerch vergah.

Mord aus Religions-Schwärmerey.

Wenn je eine Geschichte aus neuerer
Zeit die Aufmerksamkeit aller vernünftigen
und wahrhaft christlichen Menschen verdient,
ſo iſt es die ſchreckliche Geschichte, die ſich
im Merz 1823 zu Wildispach, im Can-
ton Zürich zugetragen hat, und die der Bote
hier zur Warnung erzählen will.

In dem Hause eines wohlhabenden
Bauers daselbst, waren ſchon vorlängt
ſogenannte fromme Versammlungen gehalten
worden, in denen die Sektirer dortiger Ge-
gend ihr Unwesen trieben. Die Regierung

hatte ſchon damals die nothigen Vorkeh-
rungen dagegen getroffen, und man hoffte,
es ſollten wenigſtens ungebührliche Auftritte
verhütet werden, und das Uebel würde
nach und nach aufhören. Der Bote aber,
der den Sektengeiſt ſchon lange kennt, weiß
leider, daß derselbe ein unbändiger und tro-
ger Geiſt iſt, der nicht leicht nachgiebt.

Vorzüglich waren es — der Leser merkt
das wohl — zwey erwachsene Töchter des
Hauses, die in diesen Versammlungen beson-
ders thätig waren, von denen eine die
heilige Margareth hieß! Diese waren
zwar, wie man glaubte, entfernt; heimlich
aber hatten ſie ſich doch wieder da einge-
ſtanden, und den ſchrecklichen Auftritt veran-
laſt, der am 12 Merz statt fand. Am
Abend dieses Tages hörte man nämlich in
dem wohlverschloſſenen Hause des obenge-
nannten Johaunes Peter einen Lärm
von betenden, rufenden und heulenden Stim-
men, und ein Gepolter wie von Axtſchlä-
gen. — Der Lärm erneuerte ſich die ganze
Nacht durch, und den folgenden Tag bis
gegen Abend, wo denn der Oberamtmann
von Andelfingen von der Sache Nachricht
erhielt, Polizeydienner hinsandte, und später
ſelbst eintraf. Aber nur mit Gewalt konnte
Haus und Stube eröfnet werden. Und nun — welch ein Anblick bot ſich ihm dar?
Das Haus war im Innern völlig zerſtört,
der Oberboden war eingeschlagen, der Ofen
zertrümmert — und die Menschen — Männer und Weiber durch einander und über
einander liegend, kniend, betend, ſchreiend,
dreinschlagend — wie rasende Menschen! —
Aber das Gräßlichste kommt nun erst noch!
Nachdem jene Rasenden alle in ihre Hei-
mat gewiesen waren (warum wurden ſie nicht
gleich in ſichere Verwahrung gebracht?)

ward die Polizeybehörde in Zürich benachrichtigt, und diese befahl, die Haupturheber, besonders Peters zwey Töchter in Verhaft zu nehmen, und nach Zürich zu schaffen, wo man sie als Wahnsinnige ins Zollhaus zu stecken gedachte. Aber zu spät! Sie waren ermordet! Auf ihr eigenes Geheiz und Begehrten waren sie auf Laden gekreuzigt worden, um, wie sie in ihrem traurigen Wahnsinne sagten, für die Sünden des Antichrists zu büßen, und zugleich viele tausende armer Sünder zu erlösen!! Sie selbst freuten sich über ihre Marter; sie selbst befahlen ihnen den Kopf mit einem eisernen Scheidweggen zu spalten, und ihre Mörder labten sich nachher mit Wein, und behaupteten, ein Gott gefälsiges Werk gethan zu haben!!

Dem alten Boten kommt wahrlich das Wasser in die Augen und er betet im Stillen: Herr! rechne ihnen ihre Sünde nicht zu, sondern vergib ihnen; denn sie wußten nicht was sie thaten!

Aber nun, liebe Leser, beherziget wohl folgende Bemerkungen:

1. Alle solche abgesonderte, also sektirische, sogenannten Versammlungen sind allemal gefährlich! Wenn sie auch noch so gut gemeint wären, wenn ihre ersten Stifter noch so fromm, ihre Antheilhaber noch so aufrichtig wären; so arten sie doch in der Folge fast immer aus, und niemand kann für ihren Erfolg gut stehen, weil niemand weiß, wie weit das Wasser lauft, wenn es einmal über die Schwellen und Däntsche hereingebrochen ist.

2. Wenigstens ist das die unfehlbare Folge aller solchen besondern Versammlungen, daß sie die Gemeinschaft der Kirche und die Eintracht der Glieder stören. Was ist

nicht schon für Zwietracht in den Familien, Uneinigkeit unter den nächsten Verwandten, Unruhen in den Gemeinden u. d. gl. durch dergleichen Sektensessen entstanden! Und was Uneinigkeit und Unfriede pflanzt, ist doch gewiß nicht gut, und kommt also auch nicht von Gott!

3. Es ist allen Sektens-Predigern eigen, daß sie den Gebrauch der Vernunft in Religions-Sachen verwerfen und verbieten, und also eben dadurch aller Unvernunft Thür und Thore öffnen. Sie sind die Leute, welche ganz gegen die Lehre der Bibel das Licht verstecken, und die Finsternis lieber haben. Und wenn wir auch nicht geradezu behaupten, daß darum ihrer aller Werke auch böse seyen, so kann doch eine unvernünftige Gottesverehrung nicht gut seyn, denn Paulus will einen vernünftigen Gottesdienst. Und wo keine Vernunft Wache hält, da hat jeder Betrüger und Dieb freyes Spiel.

4. Aber so wie sie die Vernunft unterdrücken, so erheben sie hingegen die Einbildungskraft, und befördern dadurch Täuschung, Irrthum, Betrug aller Arten. Daher denn das Vorgeben von göttlichen Träumen, übernatürlichen Offenbarungen und Erleuchtungen des Geistes Gottes, von Gesichtern und Erscheinungen, und alle die unvernünftigen und unwahrhaften Vorgeben, mit denen solche Leute die Leichtgläubigen bestören, nachdem sie zuerst sich selber bestört haben. Daher denn finstere, schwere Gemüther dadurch so leicht zu Schwermuth, Angst — Verzweiflung, wehl gar zum Selbstmord gebracht werden, lebhaftere, hizigere Köpfe aber auf die ausschweifendsten Einfälle, oft auf wahre Rasereyen versallen.

5. Eben so klar liegt am Tage, daß durch solche Versammlungen allemal geistlicher Stolz und Hochmuth gepflanzt wird. Swar wissen alle Sektire äusserlich die Demuth recht gut vorzustellen, und niemand spricht mehr und lauter von seinen Sünden als eben der Frömmeling. Aber bei dem allem halten sie sich in ihren Herzen doch für besser als andere: meynen, sie hätten sich von der Welt geweint, wenn sie nicht mehr mit andern Leuten freundlich sind: glauben, sie seyen frömmiger, weil sie mehr beten und singen, und blicken mit stiller Verachtung auf andere Weltkinder herab, wie zu lesen steht Luca 18. Cap. und folgende.

6. Aus allen diesen Gründen können auch alle solchen Sектen und ihre Versammlungen schwerlich oder gar nicht in Schranken gehalten werden, sondern arten fast immer ins Verderbliche aus. Wo keine Vernunft mehr waltet: wo alle eigenen, wenn auch noch so thörichten Einfälle für göttliche Eingebung gelten: wenn alle und jede Prüfung als unerlaubt verworfen, und alle die, welche auch noch so gegründete Einwendungen machen, als Kinder der Welt oder gar des Teufels verdammt werden, so wird am Ende alles verwirrt, das Unterste zu Oberst gelehrt; und eine im Anfang noch so ruhige Versammlung kann im Verlauf der Zeit in die grössten Ausschweifungen verfallen!

7. Denn — und das seyn meine lechte Be-merkung — einem religiösen Schwärmer sind alle Gräuel möglich, wie die Geschichte klar zeigt! Denkt an alle die Rasereyen und Abscheulichkeiten der Sekte von Anton Unternährer: an die un-

glücklichen Aufritte in Napperswyl im Jahr 1807. Seht hier in Wildspach (Pfarrei Trüllikon) die scheußlichen Aufritte, und überzeugt euch, wie gefährlich alles und jedes religiöse Sektentwesen wird, wie keiner sagen kann, wo er stiller stehen wolle, wenn er einmal die angewiesene Bahn verlassen hat, und wie nöthig es darum sey, sich alles Antheils an solchen seltirischen Versammlungen zu enthalten.

Politisches Gespräch.

Peter. Eh nis Bett! da chunt ja Jogi u Christe! Wo chömit dier jetzt her?

Joggi. Us em Welschland, muncher!

Christen. Bungschur Biäre! Ja wäger grad us em Welschland, anesürig dem bong de Gummie.

Peter. Sakerdie! Das ist däich da wo d'Türke so grüssig huse!

Christen. Mit vollmig, nu Nami! Aber grad ghy, me vernimmt da Sache un Affäre, daß eim fry tschudert. Nes ba Schaggo!

Joggi. Wui da! Das ist das Lang, wo der Bonabarti d'Schwyzer so drängelirt hät. Aber ds' Rewangschi ist ihm nit usbliebe. Er ist scho zweumal vo de Türke gmordsakerirt worde.

Christe. Ja! Aber er ist notti e brave, daß er de Grieche so brav hilft. Mängen andre, daß es viel besser vermöcht, thäts doch nit. Grad wie der König vo de Chieslige! da het d'Grieche o nit welle z'Winedig dure la, daß sie hätte chönne der Poneegung ezündte, u de Türke z'Wasser abschnyde.

Peter. So ist notti wahr daß der

Schreckliche Geschichte aus Finnland.



z.

8

Naposten de Grieche hilft? Benz het geng welle ha, er syg ja am Bodagra gstorbe.

Foggi. Hähähä! Der Banihi — was wet da Buger de su wüsse, da sh Nase nie über d'Allment use gstrekt het. Aber mir wüsses! mir sh ja schier sechs Monet z' Bivis gti, o bu du bai de wo.

Christe. E gute Biäre, i will di brichtie. Aber gieb Achting gomif! Gschau d'Grieche su nes Volk, das scho lang glebt het. Sie wohne doet anesfürig dem Geißchnubel, mengs tufig Stund vo hie, j'nächst am Meer.

Peter. Ja! I weiß! Der Schulmeister het die male brichter vom Meer, u vo de Darnellen, u vom — wie seit me neue scho — Arpilagris, u vo dem grosse Hafe i Constantinopel, wo mängisch bi zwölf zwanzig hundert Fisch dry laufe: u vom Chalti Bascha u Bislanti.

Christe. Ja gschau! U da Chrieg ist agange das Türk nit hen welle lyde das Grieche o Schnüh irage. U nes geit so grüselig, das mirs z' Bivis wohl mängisch heu-ghore chrache, we sie mit der Atalerey gschosse hen gomme Diablo.

Schreckliche Geschichte aus Finnland.
(Siehe gegenüberstehende Vorstellung.)

Aus meinem Briefwechsel mit dem hinkenden Boten von Petersburg, erzähl ich auch diesmal eine wirklich gräfliche Geschichte, die sich in jenen Gegenden zutrug.

Als der tapfere General Burhövden Finnland erobert hatte, und mit seiner Armee siegreich zurückzog, folgten ganze Heere von Wölfen und Bären nach, welche sich von den gefallenen Zugpferden u. d. gl. ernährten. So wurden diese reissenden Thiere

unter andern auch zur furchterlichen Landplage für die Provinz Esthland, und die Reisenden befanden sich in der gräfsten Gefahr.

Man zählte in einem einzigen Kreise jener Provinz an vierzig Personen, die durch diese Raubthiere verunglückt waren. Daher galt es für ein gefährliches und vermessenes

Wagstück, sich außer die Dörfer zu wagen. Dennoch wagte es eine Bäuerin dortiger Gegend in jener Zeit entfernte Verwandte zu besuchen; sie bestätigt aber die Wahrheit, das wer sich ohne Noth in Gefahr begiebt, darin verdiebt; und das es vermessenen Menschen übel abläuft.

In einem leichten Schlitten, mit einem Pferde bespannt, fährt sie ohne männliche Begleitung von Hause, und nimmt — o Vermessenheit, sogar ihre drey unerwachsenen Kinder mit sich. — Die Straße war schmal, aber gebahnt; der Schnee zu beiden Seiten sehr tief und ungangbar; umkehren konnte sie auf keinen Fall, wenn sie nicht stecken bleiben wollte.

Die Hälfte der Reise ist glücklich vorüber; ob aber die Frau Gottlob dazu sagte, das weiß ich nicht. Sie sieht mir aber nicht darnach aus, wie der Leser gleich hören wird. Dein jetzt fährt sie am Rande eines Tannenwaldes hin, und o weh! eine ganze Herde hungriger Wölfe zieht hinter dem Schlitten her! Angst und Schrecken besaßen die Frau; aus allen Kräften peitscht sie auf ihr Pferd los, um mit eiliger Flucht sich zu retten. Aber dennoch sind bald ein Paar der furchterlichsten Bestien ihr zur Seite, und um wenigstens fehlt es so sind sie voraus verspreten ihr den Weg — und dann ißt geschehn. Zwar galt es wohl vorerst dem Gaul. War aber der hin, was sollte aus der Mutter mit den Kindern werden? Angst und Ver-

zweiflung vertritt die Sinne der Mutter. Sie weiß nicht mehr was sie thut. Sie nimmt das mittlere Kind, ein kränkliches schwaches Wesen, das eben jetzt erbärmlich schreit — und — ach Gott — wirft es den Wölfen dar, um sich und die andern zu retten!

Aber sie waren nicht gerettet! Kaum hatte der lezte Schrey des unglücklichen Schlachtopfers in der Wildnis verklungen, als der hungrige Trupp aufs neue sich nahet, aufs neue die gräflichsten ihr zur Seite stehn, und neue Angst sie erschüttert. Sie drückt den Säugling an ihre Brust — sie blickt mit stummer Sinnlosigkeit auf den ältern Knaben; der schmiegt sich zärtlich an die Knie der Mutter, und bittet freundlich: „Gell! Mütterlein! Ich bin fromm: du wirst mich nicht heraus wie vorhin den Schreyhals?“ — Und doch — die Angst steigt, die Sinne verwirren sich — auch dieses Kind wird den reissenden Unthieren dargeworfen! — Barmherziger Gott — wie unbarmherzig sind deine Menschen!

Angst und Gewissensbisse martern die Mutter, aber die gräfliche Gefahr betrübt die innere Stimme.

Der hungrige Trupp ist noch nicht gesättigt, und folgt dem Schlitten aufs Neue. Vor sich den dichten Wald, hinter sich die furchterlichen Thiere. Höllen: Angst im Herzen — den Säugling im Arm — so eilt sie mit dem mäden Pferde vormärts. — Aber jetzt steht ein gräflicher Wolf hinten am Schlitten in die Höhe, — jetzt legt er ihr die rauhen Pfoten auf die Schulter, — jetzt schnaubt sein geöffneter Rachen hart an ihrem Gesichte — ach Gott — halb entzissen halb dahingegeben wird auch der Säugling ein Opfer des hungrigen Thieres! —

(Ich mus in Gottesnamen aßsehn, und die Augen abtrocknen, ehe ich fortfahren kann!)

Mit gebrochenem Herzen, mit zitternden Händen, denen der Zügel entfallen ist, unwillend ob nicht sie selbst in Kurzem ihren Kindern im gräflichen Tode folgen müsse, fährt die Unglückliche dahin.

Der Wald wird dünner, in mäßiger Entfernung zeigt sich ein Bauernhof, das sich selbst überlassene Pferd eilt von selbst dahin, und bald ist die Unglückliche in einem Kreise gutmütiger sich höchst verwundender Menschen. Die ganze Haushaltung sammelt sich um sie herum: man läbt sie mit allem was man nur hat: man fragt neugierig nach allem, und Mitleid, Angst, Grausen, Unwill erschwert ihm die Stimme! Er sprach: „Was? das konntest du thun? Das gebrechliche Kind, den siehenden Knaben, den Säugling von der Brust, deine eigenen Kinder warfst du den Wölfen dar! Weib! Du bist des Lebens nicht werth!“ Und auf der Stelle spaltet er ihr mit der Axt den Kopf. — Ruhig wischte er das Blut ab, und ging ans Holzspalten!

Aber die Gerichte behändigten den unbesugten Rächer als Mörder, und verurtheilten ihn nach den Gesetzen. Doch Kaiser Alexander verwandelte sein Urtheil in Schanzarbeit an der Dünamünden-Schanze, die dem Leser bestens bekannt seyn wird.

Der König und die Nachtwächter.

Den alten König, Friedrich den Grossen, hat der geneigte Leser sicher noch nicht vergessen. Nun — der ritt kurz nach seiner Thronbesteigung mit einem kleinem Gefolge nach Breslau in Schlesien, und niemand kannte ihn. Und der König zog hier und da jemanden den Huth ab, und niemand dankte ihm. Da wird der Mensch im König — nein doch! — der König wird im Menschen unwillig, und läßt die sämtlichen Nachtwächter von Breslau zu sich rufen. „Wie ruft ihr die Stunden ab?“ fragt er: — und sie antworten: „hört ihr Herren, und laßt euch sagen: Nun so sollt ihr in Zukunft rufen: „ihr grobe Flegel laßt euch sagen.“ — Zitternd und todtenbläß eilen die Nachtwächter aufs Rathaus, erzählen was geschehen war, und der hochweise Magistrat schickt auf der Stelle einige aus seinem Mittel, um den König zu besänftigen, indem ihn niemand erkannt habe. Aber, gleich viel, sagt der König! „Wenn ich jemanden den Huth abziehe, so soll er danken, sey ich der König oder nicht. Es bleibt beym Befehl.“

Da ermutigte sich ein junger Rathsherr (er wird freylich wohl seither alt geworden seyn:) und sprach sehr bestimmt: „aber die Nachtwächter dürfen durchaus nicht so rufen!“ Der König fährt ihn an: und warum nicht? — „Weil ja Thro Majestät selbst hier übernachten werden!“ Und der König ließ die Flegel ungerufen, und giebt uns die Lehre:

1. Merk: sey höflich gegen jedermann; du weist nicht wo und wie ihr einander wieder findet.

2. Merk: ein guter Einfall zu rechter

Zeit und am rechten Orte angebracht hilft oft mehr als viel Redens. Und darum ist der Vöte im ganzen Lande herum so berühmt.

3. Merk: der große Mann muß die Wahrheit lieben und gerne hören, auch wenn sie ihm seine Uebereilung aufdeckt. So that der große König, und so thut — der kleine hinkende Vöte!!

Vom Ursprung der Eherzüpfen.

Die alten Römer verehrten unter andern Göttern auch den Saturnus, den sie für den ältesten Gott hielten. Ihm war geweißagt worden, von wem weiß ich aber nicht, eines seiner Kinder werde ihn vom Throne stossen! Was thut also der alte Herr? So oft seine Frau ihm ein Kind bringt, er flugs drüber her, und verschlingt das Kindlein mit Haut und Haar, wie ein kreuzigeres Wegli, zum Frühstück! — Der geneigte Leser denkt nun: aha! da haben wir ja den Kindsfresser! Und so wirds auch wohl seyn.

Das hindert aber nicht daß die armen Leute dem unbarmherzigen Vater göttliche Ehre erwiesen. Im Monat December feierten sie ihm sieben Tage lang fröhliche Feste, wobei in den ältesten Zeiten sogar Kinder geschlachtet und geopfert wurden! So wie aber Gottlob die Leute nach und nach gescheider wurden, so grausete es ihnen ab den Menschenopfern. Sie machten also Kinder von Teig, und opferten diese. — Als nun das Christenthum in jene Gegenden kam, wurde auch jener Gebrauch, mit einiger Veränderung, aufgenommen. Die Kindergestalten aus Teig wurden nun auf das Weihnachtkindlein gedeutet, und als Geschenke an gute Freunde und Verwandte versandt. Und das sind unsere Eherzüpfen!

Wenn einer doch wüste wo der Bote
das alles her hat!

Eine merkwürdige neue Ersindung.

Die Leute werden doch nadisch je länger
je wiziger! Da hat einer nicht gar weit von
einem Steinbruch — einen Baum voll schö-
ne Aepfel; die hätte er gerne herunter gekriegt.
Aber der Baum ist hoch, herunterfallen
mag man nicht, zudem ist unten drinn ein
Wespennest — wie machen? Auf einmal
erdenkt er etwas wie er die Wespen vertilgen
und dazu die Aepfel alle miteinander eines
Streiches herunter kriegen will. Er thut
unten in den Baum drey Pfund Schieß-
pulser, und sprengt den Baum samt Wespen
und Aepfeln glücklich in die Lust!

Das ist en Ersindung! Ohni Spott
So häts nit ersinnet der hinkend Bort.

Ein schönes neues Lied
von einem verzauberten Fuchs; und wie
derselbe durch Satans List grosser
Gefahr entronnen.

Reinweise gestellt durch W. E. Ruslant,
ehr samen Schuster und Nachtwächter zu
Emmenburg.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Merk auf, ihr frommen Christenleut,
Es wird euch nicht gereuen;
Denn ich will euch erzählen heut
Was männlich soll freuen.
Wie sich in einer grossen Stadt
Der Satan selbst gezeigt hat,
Zum Schrecken aller Spötter.

Es lacht so mancher heut zu Tag
Wohl über Satans Drachen;
Und spottet: „Glaub's wer glauben mag!“
Doch da ist nichts zu lachen.
Wie mancher griffe gern in Sack
Könnt er von seinem bösen Drack
Durch Geld erlöst werden.

Auch spottet mancher Leck und Lühn
Der Hexen und der Teufel.
Doch will ich treulich mich bemühn
Und lösen euch die Zweifel:
Und zeigen, daß noch heut zu Tag
Der Satan sich verwandlen mag,
Wie an dem Fuchs zu sehen.

Der Fuchs lag, seit und dick und saft,
Hart unter Schlosses Mauern;
Und ihät wohl in derselben Stadt
Auf gute Bislein lauern.
Und weil es eben ganz und gar
Verschneit, und tief im Winter war
So hielt er langen Schabes.

Doch ach! die Zeiten ändern sich;
Auf Lachen folget Weinen.
O Fuchslein! Fuchslein! Wahre dich!
Den Jammer! — Es erscheinen
Zwen Duhend Jäger auf der Stell;
Die werden dir dein armes Fell
Ganz kunstgerecht zerzausen.

Sieh! Peter spikt die Nase schon,
Und wittert deine Tritte.
Und eh mein Fuchslein ist entflohn
Steckes schon in ihrer Mitte.
Vom Schlosse hagelts dick mit Holz,
Und ringsum steht der Jäger Stolt;
Wie will der Fuchs entrinnen;

En sicht mir mahl den Fuchs! Er will
Nicht weichen ihren Worten.



Er liegt so ruhig, mäuslein still
Hart an des Schlosses Pforten.
Wenn da nicht Satans Luck und List
Mehr als der Fuchs im Spiele ist,
Will ich nicht Rüslaut heissen.

Doch endlich macht er sich den Spaz,
Will sich zum Fliehn bequemen.
Hilf Himmel! Welch eiu Verm wird das!
Als ob die Türken kämen.
Pif! Paf! Puf! Wohl dreyhundert Schuß
(Mit Gschrot geladen oder Grüz?)
Die Jäger auf ihn feuern.

Sechs Stund ringsum erschrickt man recht,
Und spricht: „eh was zum Schinter!
„Hei si de i der Stadt inn ächt
„Solemnität im Winter?“
Doch unser Fuchs macht nicht viel draus,
Mit heiler Haut lacht er sie aus,
Und tanzt vor ihren Augen.

Doch armes Fuchslein! Wahre dich!
Es gilt nicht länger Flausen.
Hans Meisterlich ermannet sich,
Will dir mit Kolben lausen.
Doch unser Fuchs den Stoss parirt,
Und unterm Kolben eschapirt
Durchs kleine Sagithöri.

Nun! Wenn das nicht der Teufel war,
Wie wär er so entronnen?
Dann dürfte ja die Jägerschaar
Nicht fürder an die Sonnen;
Und: „Fuchslein! Fuchslein! Weiß mich nit!“
Würd ihr wohl alle Schritt und Tritt
Ins Ohr gepfiffen werden.

Und auf und fort! Durch tiefen Schnee
Folgt nun der Jäger Haufen.
„Heit ihr kes Fuchsli niene gseh;
„Er wird nit wyt meh laufe.“

Doch Fuchslein nicht zu finden ist.
Da seht ihr wie des Bösen List
Die Menschen kann veriren.

Das wollt' ich, tapf're Jägerschaar,
Zu deinem Trost dir singen.
Weil Satanas im Fuchse war
So mußt er dir entspringen.
Ihr werdet nun, ich zweifle nicht,
Mir für mein herrlich Lobgedicht
Wohl — einen Fuchsbalg schenken.

Brosamen von des Herren Tisch.

Ein Dorf-Schulmeister gleich gewisser-
maßen einem Hasen. Wenn ihn die Jün-
gen den ganzen Tag genug gehezt haben, so
kommen oft am Abend noch die Alten, und
brennen ihn auf den Pelz.

Man möchte wahrlich bey vielen Bü-
chern bitten: Herr sage doch, daß aus die-
sen Steinen Brodt werde.

Ein Mensch, der mit Briefen ohne
Namens-Unterschrift andere belästiget, glei-
chet denen, die bey Nacht mitten in einem
Fußweg ihre stinkende Nothdurft verrichten.

Frau. Breneli! Geh doch jetzt in die Schaal,
und bring mir eine Kalbsbrust.
Breneli. Ja Frau! Aber wollt ihr eine hin-
tere oder eine vordere?

Ein Reicher ließ wegen einer geringen
Unpäßlichkeit den Arzt rufen. Dieser be-
fühlte den Puls und fragte: „Haben Sie
Appetit?“ „Ja,“ sagte der Kranke. —
„Schlafen Sie gut?“ „Ja.“ — „Nun
so will ich Ihnen etwas verschrei-
ben, das Sie von Allem befreien
soll.“

Der brave Mezger.

Man weiß ja wie es gewöhnlich geht! Kommt einer in Unfall, sein Vermögen vermindert sich, gleich ist alles drüber her, jeder will noch zugreifen, und dem sterbenden Vogel eine Feder ausrupsen. Er muß verkaufen, man bezahlt ihm so wenig als möglich, drückt ihm in seiner Noth sein Eigenthum so wohlfeil als möglich ab, und richtet ihn so völlig zu Grunde. Und ich wollte dem geneigten Leser nicht rathen, denen die so handlen zu sagen, sie wären nicht ehrliche Leute! — Aber ein schönes Beispiel vom Gegentheil will ich erzählen.

In Berlin starb ein Kaufmann, der ohne seine Schuld um sein Vermögen gekommen war, und seiner Familie nichts hinterließ, sogar sein Haus mußte versteigert werden. Ein Mezger, Georg Ernst Leichmann, hat Mitleiden mit der Wittwe und den Kindern. Er geht also hin, ersteigert das Haus um 4225 Thaler. Bald kann ers aber um 6500 Thaler wieder verkaufen. Und nun was thut er? Er schenkt den Gewinn von 2275 Thalern der Wittwe und den Kindern!

Da steht auch wieder schwarz und weiß neben einander!

Sich der Armen
Gern erbarmen
Zeigt ein frommes Christenherz!
Arme schinden,
Heißt: mit Sünden
Mehren seiner Brüder Schmerz!

Der versteht das Fragen.

Kommt ein Herr von Leipzig und trifft auf der Straße zu Berlin einen von zwey

Brüdern an, die sich sehr gut glichen. Er grüßt ihn und sagt: Ich habe Ihnen einen Gruß und noch sonst etwas auszurichten. Aber sagen Sie mir doch, habe ich eigentlich die Ehre mit Ihnen selbst oder mit Ihrem Herrn Bruder zu sprechen? — O du Hansdampf!

Mittel gegen Kopfschmerzen.

Hr. S. Handelsmann in L. gieng, als er eines Tags von heftigen Kopfschmerzen geplagt wurde, zu seinem Nachbar L. A. und klagte ihm seine Krankheit, fragte ihn zugleich, ob ihm kein Mittel dagegen bekannt sei. Dieser, wie bekannt, lustige Spaßvogel sagte sogleich, er könne ihm mit einem guten Mittel behülflich seyn, er müsse nur Schießpulver mit Kirschwasser auf dem Kopf bis auf den halben Rücken hinunter einreiben und hernach anzünden, die Schmerzen im Kopf werde er nachher minder spüren. S. dem die Wirkung dieses höllischen Feuersaamens allem Anschein nach unbekannt war, fasste dieses Rezept im Ernst buchstäblich in Gedanken auf, gieng nach Haus und machte auch seine Frau damit bekannt, diese rieh ihm die Wirkung dieses Mittels zu erproben, nun wurde sogleich Schießpulver und Kirschenwasser herbeigeschafft, und zum Werk geschritten; als das Feuer diese brennbare Materien ergriffen hatte, war sogleich der Rücken und Kopf des S. in Feuer und Flammen. Die Gebehrden welche er während dieser Explosion und nachher gemacht haben wird, und die Wirkung derselben, kann sich der Leser selbst vorstellen, es mag genug seyn, wenn ich sage, daß derselbe seither statt seiner abgebrannten braun-blonden Haaren, unter

dem Hut eine weiße baumwollene Kappe trägt, um seinen Kahlkopf zu verbergen, und den Rücken verplastern muß. Wenn jetzt in Gesellschaft das Gespräch auf Feuerwerk geleitet wird (welches in seiner Ge- genwart oft geschieht), so findet er für gut sich sogleich zu entfernen.

Der fromme Müller.

Ein Spaßvogel kam in ein Wirthshaus, wo einige Müller besamten sassen, die er alle wohl kannte. Er fieng sogleich mit ihnen ein kurzweiliges Gespräch an, worinnen einer den andern an Witz zu über- treffen suchte. Der Spaßvogel fragte nun die Müller, ob sie auch wüßten, welches der frömmste Müller im Lande wäre. Nein, sagten sie. Ey, sagte der der erste: es ist der M. in N. So, sagte ein Müller, ich wüßte aber doch nicht warum, und habe auch keine Ursache es zu glauben. Ja wohl, sagte der Spaßvogel, denn er hat ja nur eine Hand.

Die zweymalige Beerdigung.

Das doch dem alten Stelzfuß alles zu Ohren kommen muß, ja selbst auch solche Geschichten, deren Bekanntmachung man durch alle Klugheit zu unterdrücken sucht, wie nachstehende Geschichte, die sich vor ein paar Jahren zu S. einem berühmten Flecken im E. ereignet hat, den günstigen Leser belehren wird.

Bey einem Leichenbegängniß wo sich nebst den Verwandten auch zugleich die mehresten Vorgesetzten des Orts in der Wohnung des Verstorbenen einsanden, und wo man nach üblicher Art vor dem Begängniß einen guten Trunk zu sich nahm; so wurde nun

dieses so stark beobachtet, daß wie es scheint, der rothe und weiße eine solche Kraftäusse- rung hervorbrachte, daß alles leicht wurde, was sonst schwer zu seyn scheint.

Der Sarg ward nun auf einen Wagen gelegt, und an den Ort seiner Bestim- mung beerdig't, und dann der Rückzug nach des Verstorbenen Wohnung genohmen, wo man sich dann an den Ueberbleibseln der Züpfen, Schinken, Käs und so weiters so lange belustigte, bis man mit benebelten Augen etwas bemerkte, was man mit näch- tern nicht zu sehen vermochte. Man sah nämlich auf einem Bette etwas liegen, deckte es ab, und siehe, der Verstorbene lag noch da! Erschrocken über dieses sonder- bare Ereigniß, ward der Sigrist als ge- wöhnlicher Todtengräber, sogleich gerufen, und mit dem Versprechen einer schönen Belohnung in Pflicht genommen, die Sache verschwiegen zu halten, das Grab bey Nacht wieder zu öffnen und den Sarg heraus zu nehmen, wobei man ihm Zeit und Stunde bestimmte, wenn man mit dem Todten anlangen würde. Alles wurde nun pünktlich beobachtet, und die zweite Beerdigung ging in der Stille vor sich.

Ein voller Kopf und leerer Sarg,
Bey einer Leich, ist doch zu arg.
Drum willst du was verschwiegen haben,
So thu's nur alten Weibern sagen;
Sie geben dir, ihr Wort ums Geld,
Und Morgen weis es alle Welt.

Abänderung in den Fahr märkten:
Schöftland, im Cant. Aargau, ist der Frühlings-
markt statt am 1. May, den 31. Merz; und der
Herbstmarkt statt am 1sten den 15. Herbstmonat.
Langenthal, im Cant. Bern, ist der Herbstmarkt
statt den 2ten nun auf den 21sten Herbstmonat
verlegt.